

FRAUEN und WISSENSCHAFT

# Annemarie TRÖGER

## Kampf um feministische Geschichten

*Texte und Kontexte*  
1970–1990

Herausgegeben  
von Regine Othmer,  
Dagmar Reese und  
Carola Sachse

Wallstein



Annemarie Tröger  
Kampf um feministische Geschichten



Annemarie Tröger  
Kampf um  
feministische Geschichten  
*Texte und Kontexte 1970-1990*

Herausgegeben von  
Regine Othmer, Dagmar Reese  
und Carola Sachse



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
des Deutschen Akademikerinnenbundes



und der Deutschen Stiftung Frauen- und Geschlechterforschung



Deutsche Stiftung Frauen- und Geschlechterforschung  
German Foundation for Gender Studies

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagbild Vorderseite: Collage aus dem Plakat der Sommeruniversität 1976  
und einem Foto Annemarie Trögers aus dem Privatnachlass

Umschlagbild Rückseite: Batya Weinbaum: Gründungskongress Coalition of Labor  
Union Women (CLUW), Chicago 1974

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-3788-6

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4535-5

## INHALT

REGINE OTHMER / DAGMAR REESE / CAROLA SACHSE

Einleitung .....	9
Editorische Notiz .....	22
Danksagung .....	22

### *Revolutionäre Zeiten*

ANNEMARIE TRÖGER

Tugurios: Über Slums in Lateinamerika (1970) .....	25
Kommentar: KLAUS MESCHKAT .....	52

Einführung und Erläuterungen: TILLA SIEGEL .....	55
--	----

ANNEMARIE TRÖGER

The New Reich. Einige Schlussfolgerungen (1971/72) .....	64
--	----

ANNEMARIE TRÖGER

Coalition of Labor Union Women:

Strategic Hope, Tactical Despair (1975) .....	71
Kommentar: INGRID KURZ-SCHERF .....	90

ANNEMARIE TRÖGER

Alexandra Kollontai: Zwischen Feminismus und Sozialismus (1975) ....	100
Commentary: RENATE BRIDENTHAL .....	120

### *Feministische Wissenschaft:*

#### *Primat der Praxis und methodische Ansätze einer Geschichte von unten*

ANNEMARIE TRÖGER

Summer Universities for Women:

The Beginning of Women's Studies in Germany? (1978) .....	125
Kommentar: JOHANNA KOOTZ .....	130

ANNEMARIE TRÖGER

»Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit ...«

Ein Versuch, Forschung feministisch zu betreiben (1981) .....	137
Kommentar: DAGMAR REESE .....	154

INHALT

ANNEMARIE TRÖGER	
Zwischen Kunst und Zeitungsmarkt.	
Ein Ausschnitt aus dem Leben der Fotografin Ilse Bing (1983) . . . . .	163
Commentary: ELIZABETH HARVEY . . . . .	170
ANNEMARIE TRÖGER / LORE KLEIBER / INGRID WITTMANN	
Mündliche Geschichte. Ein Charlottenburger Kiez	
in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus (1982) . . . . .	177
Kommentar: DAGMAR REESE . . . . .	204

*Vorgeschichte der neuen Frauenbewegung:  
Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*

ANNEMARIE TRÖGER	
Die Dolchstoßlegende der Linken: »Frauen haben Hitler an die Macht gebracht«.Thesen zur Geschichte der Frauen am Vorabend des Dritten Reichs (1977) . . . . .	
	217
Kommentar: CAROLA SACHSE . . . . .	239
ANNEMARIE TRÖGER	
Die Frau im wesensgemäßen Einsatz (1981) . . . . .	
	248
Commentary: MARY NOLAN . . . . .	275
ANNEMARIE TRÖGER	
Between Rape and Prostitution. Survival Strategies and Chances of Emancipation for Berlin Women After World War II (1986) . . . . .	
	280
Commentary: ATINA GROSSMANN . . . . .	298
ANNEMARIE TRÖGER	
German Women's Memories of World War II (1987) . . . . .	
	307
Kommentar: DOROTHEE WIERLING . . . . .	321

*Rückblicke, Ausblicke*

ANNEMARIE TRÖGER	
Die Avantgarde der Angestelltenklasse: Die Studentenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1961 und 1969 (1988) . . . . .	
	331
Commentary: LUISA PASSERINI . . . . .	357

## INHALT

ANNEMARIE TRÖGER

Brief an eine französische Freundin. Die Intelligenz in der Wende – Gedanken zu den Veränderungen in der DDR (1990) .....	361
Kommentar: REGINE OTHMER .....	373

REGINE OTHMER

Annemarie Tröger. Skizze einer Biographie .....	377
Schriftenverzeichnis Annemarie Tröger .....	410
Literatur- und Quellenverzeichnis .....	413
Bildnachweis .....	428
Autor/inn/en .....	429



## Einleitung

Annemarie Tröger, 1939 geboren, gehörte in den 1970er Jahren zu den Begründerinnen der Frauenforschung im deutschsprachigen Raum. Ihre Seminare, Vorträge, Publikationen waren für viele ihrer Kolleginnen und Studentinnen wegweisend. Ihr Denken, die Wahl ihrer Sujets, die Forschungsmethoden, die sie aufgriff und vorantrieb, die internationalen wissenschaftlichen und politischen Netzwerke, die sie mitaufbaute und in denen sie agierte, waren von der eigenen historischen Erfahrung und zugleich von ihren politischen Zielen geprägt. Annemarie Tröger hatte Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg als Kind in Thüringen erlebt; als Schülerin und Jugendliche wechselte sie, solange dies noch möglich war, zwischen den neugegründeten Haushalten von Mutter, Tanten, Großmüttern auf beiden Seiten der innerdeutschen Grenze hin und her. Ab 1960 stand sie als westdeutsche Studentin mitten in den geistigen und kulturellen Umbrüchen der Zeit. Während ihres Studiums an der Freien Universität Berlin (FU) engagierte sie sich im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), während der Jahre in den USA beim amerikanischen Pendant, den Students for a Democratic Society, später setzte sie sich auf beiden Seiten des Atlantiks in der neuen Frauenbewegung ein. Sie gehörte zu jenen kritischen linken Intellektuellen, die die Wissenschaft stets mit Blick auf ihren politischen und sozialen Nutzen prüfen.

Mit den in diesem Buch versammelten Texten wollen wir nicht nur an die engagierte linke und feministische Intellektuelle Annemarie Tröger erinnern. Wir wollen anhand der ausgewählten und hier teils erstmals, teils wieder publizierten Texte einer der frühen Protagonistinnen nachvollziehbar machen, wie Frauenforschung, lange bevor von Geschlechterforschung oder *gender studies* die Rede war, aus den politischen Kämpfen und transnationalen Diskussionen der 1960er, 1970er und 1980er Jahre hervorgegangen ist. Wir verstehen diese Schriften nicht als Basistexte oder frühe Meilensteine einer neuen Wissenschaftsdisziplin, sondern als historische Dokumente eines Forschungsanliegens oder auch einer Denkweise, die sich als politisch und wissenschaftlich umstürzend, also revolutionär verstand und disziplinäre Grenzen in den Wissenschaften selbstbewusst ignorierte. Genauso hat sich Tröger in ihrer akademischen Biographie zwischen Psychologie, Soziologie, politischer Ökonomie, Zeitgeschichte und Entwicklungspolitik jeder disziplinären Zuordnung und den damit verbundenen Zugangs-, Anerkennungs- und Karriereregeln verweigert. Sie verachtete die etablierten professionellen Maßstäbe der akademischen Meritokratie und scheiterte – anders als manche ihrer in späteren Jahren doch wieder anpassungswilligeren Mitstreiterinnen – nicht zuletzt an der seit den 1980er Jahren unaufhalt-

samen disziplinären Ausdifferenzierung und universitären Institutionalisierung dessen, was in den Jahren zuvor als nicht-disziplinäre und anti-institutionelle Frauenforschung, also als ein verbaliter utopisches Projekt ohne Ort im Wissenschaftssystem gestartet war.<sup>1</sup>

Annemarie Tröger hat kein »Werk« hinterlassen. Vielmehr hat sie in den verschiedenen, teils aufeinanderfolgenden, teils sich überlagernden Etappen ihres politischen Engagements zahlreiche, nach Form und Inhalt heterogene Texte publiziert oder, treffender gesagt, in den Ring geworfen. Deren disparate Erscheinungsorte – etablierte ebenso wie neugegründete linke und feministische Verlage und Zeitschriften – verweisen auf die verschiedenen Diskussionszusammenhänge, in die sie sich als Autorin einbrachte. Variierende, oft hybride Textgenres – nicht nur wissenschaftliche, mehr oder eher minder formal gehaltene Aufsätze, sondern auch Interviews, pädagogische Handreichungen, Rundfunkskripte, politische Essays, Manifeste, Reden – zeugen von den unterschiedlichen Bühnen der politischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung, auf denen sie sich als Aktivistin und Forscherin bewegte. Die Sprachen der Erstveröffentlichungen – Englisch, Deutsch, Französisch – und der späteren Übersetzungen zeugen von der Selbstverständlichkeit, mit der sich Tröger vor allem zwischen Europa und den Amerikas, aber auch auf anderen Kontinenten bewegte. Auch um dies spürbar werden zu lassen (und nicht nur aus pragmatischen Gründen), haben wir uns entschieden, Trögers englische Originalpublikationen sowie die auf Englisch verfassten Kommentare aus den USA, Großbritannien und Italien nicht zu übersetzen.<sup>2</sup>

In diesem Band haben wir eine Auswahl von Texten zusammengestellt, die, wie wir meinen, die verschiedenen Phasen und Schwerpunkte des stets miteinander verquickten politischen Engagements und wissenschaftlichen Denkens von Annemarie Tröger repräsentieren können. Wir haben sie in vier thematische Blöcke gruppiert, denen eine gewisse Kontinuität der Denkbewegungen Trögers zugrunde liegt, die sich freilich in den Übergangsphasen zeitlich und inhaltlich überlappen und sich einer strikt chronologischen Reihung der Texte widersetzen.

- 1 Das FFBIZ – Das Feministische Archiv e.V. (ehemals Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum) in Berlin war ursprünglich als ein solch anderer, heterotopischer Ort konzipiert. Vgl. dazu den Nachruf auf seine langjährige Leiterin und Archivarin, die kürzlich verstorbene Historikerin Ursula Nienhaus, von Karin Hausen: Ursula Nienhaus: Erinnern und Erinnerungen 2020. Von den insgesamt 64 sogenannten Gender-Professuren, die zwischen 1983 und 2005 an (west-)deutschen, österreichischen und schweizerischen Universitäten eingerichtet wurden und deren Stelleninhaberinnen bis Ende 2014 pensioniert wurden, war nur eine nicht in den etablierten Disziplinen, zwei Drittel hingegen in nur drei Fächern – Soziologie (19), Erziehungs- und Literaturwissenschaften (je 10) – angesiedelt; von den verbleibenden 63 waren nur 18 voll der Frauen- und Geschlechterforschung im jeweiligen Fach gewidmet, die anderen waren entsprechend teildominiert und insofern noch deutlicher im Fach verankert. Vgl. Ulla Bock: Pionierarbeit 2015, S. 28, 293-298.
- 2 Vgl. Trögers Schriftenverzeichnis in diesem Band.

In ihren Schriften aus den frühen 1970er Jahren, die wir als Texte aus revolutionären Zeiten in einem ersten Block zusammengestellt haben, verarbeitete Tröger Beobachtungen und Studienergebnisse, die sie während ihrer langen Reisen und Aufenthalte in mehreren westafrikanischen Ländern, den USA und Lateinamerika zusammengetragen hatte. Sie verdichtete sie einerseits in einem Rundfunkskript über lateinamerikanische Slums, das vor allem auf Interviews beruhte, die sie mit Bewohnerinnen und Bewohnern der Tugurios von Medellín in Kolumbien geführt hatte.<sup>3</sup> Andererseits ordnete sie ihre Beobachtungen in der »armen Welt«, wie sie sie nannte, in das im marxistischen Diskurs der späten 1960er und frühen 1970er Jahre gängige Konzept des Neo-Imperialismus ein.<sup>4</sup> Hier verortete sie auch – und zwar sowohl historisch als auch politökonomisch argumentierend – die Bundesrepublik mit ihren multinational agierenden Unternehmen, die sie sarkastisch als »The New Reich« betitelte. Das umfangliche Manuskript mit diesem Titel verschwand unvollendet und womöglich undiskutiert in einem Schreibtischfach; wir drucken hier erstmals ihre »Schlussfolgerungen« ab.<sup>5</sup> Es war und blieb die weite heterogene »arme Welt«, auf welchem Kontinent und in welchen sozialen Konstellationen auch immer sie sie aufspürte, nicht die durchstrukturierte reiche Welt der Konzerne, auf die Tröger fortan – ob als Aktivistin oder kommentierende Intellektuelle – ihre analytische Aufmerksamkeit und zugleich ihre politische Hoffnung auf eine gründliche Umwälzung der stets neue Armut produzierenden kapitalistischen Verhältnisse richtete. Diese Armut verstand sie als mitnichten global homogen, sondern als regional, sozial, ethnisch-kulturell und vor allem geschlechtsspezifisch stratifiziert; die stets neuen Formen, in denen sie in Erscheinung tritt, machen es den Armen schwer, sich gemeinsam zu befreien, und lassen sie bei dem Versuch, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen, immer wieder scheitern. Annemarie Tröger war in den USA, als dort die bis dahin studentisch und akademisch geprägte neue Frauenbewegung von gewerkschaftlich organisierten Frauen der *working class* eingeholt und von *women of color* mit ihrer *whiteness* konfrontiert wurde. Intersektionalität war ihr also nichts Neues, als diese in den 1990er Jahren zum Schlüsselbegriff der Geschlechterforschung avancierte.<sup>6</sup> In der 1974 gegründeten Coalition of Labor Union Women (CLUW) fand Tröger ihre Hoffnungsträger: Frauen, die ihren sozialen Stratifizierungen bewusst entgegenarbeiteten, die mit und in den Gewerkschaften, aber zugleich gegen deren androzentrische und misogyne Strukturen für die Angleichung der Arbeitsbedingungen von Frauen und Männern und ihre Verbesserung in den Betrieben und zu Hause – in marxistischer Diktion: in Produktion und Reproduktion – kämpfen wollten. Es sollte so etwas wie Trögers Lebensthema werden, das in ihren wenig später einsetzenden historischen Schriften zur Situation von Frauen

3 Tröger: Tugurios 1970, in diesem Band.

4 Vgl. ebd., S. 25.

5 Tröger: The New Reich 1972, in diesem Band.

6 Küppers: Intersektionalität 2014 und Ingrid Kurz-Scherf in diesem Band.

in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus ebenso aufscheint wie in ihrer Analyse der untergehenden DDR. Dass ihr gewagte nationale und epochale intellektuelle Transfers so selbstverständlich von der Hand gingen, mochte sich ihrem – schon Mitte der 1970er Jahre nur noch romantisch anmutenden – Selbstverständnis als reisende »Berufsrevolutionärin« verdanken,<sup>7</sup> das sie dann auch in der kritischen Auseinandersetzung mit dem großen historischen *role model* Alexandra Kollontai und deren Umgang mit den antifeministischen und misogynen Politiken der sowjetischen KP auf den Prüfstand stellte.<sup>8</sup>

Als Annemarie Tröger 1975 aus den USA nach Westberlin und aus der aktivistischen Arbeit mit Vietnamveteranen und amerikanischen Gewerkschaftsfrauen an die Universität zurückkehrte, hatte sie einiges im Gepäck, dessen Tauglichkeit sich auf dem für sie neuen Feld der »Vergleichenden Faschismusforschung«, dem so definierten, aber noch aufzubauenden Arbeitsbereich des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung (ZI6) an der FU, erst erweisen musste: So, wie sie die Aktivitäten der CLUW in den USA optimistisch verstanden hatte, sollten auch hier Theorie und Praxis, Universität und Arbeitswelt, Studentinnen, Dozentinnen, Arbeiterinnen und Angestellte zusammenkommen in einer Frauenforschung, die sie als wissenschaftliche Assistentin an der FU jetzt vorantreiben wollte. Ihre Suche nach neuen Orten, Methoden und Quellen der feministischen Wissenschaft lässt sich in den Texten, die wir in einem zweiten Block zusammengestellt haben, nachvollziehen. Ein solcher neu geschaffener Ort waren die 1976 startenden Berliner Sommeruniversitäten für Frauen, die sie mitorganisierte und deren Anerkennung als Bildungsurlaub für teilnehmende Arbeitnehmerinnen nach den entsprechenden Gesetzen der Bundesländer ihr besonders wichtig war.<sup>9</sup> Als Beginn der *Women's Studies* in Deutschland verglich sie die Sommeruniversitäten mit dem amerikanischen Vorbild und stellte sie der anglophonen Leserschaft von *New German Critique* vor.<sup>10</sup> Wenn sie selbst fortan zeithistorisch forschen sollte, dann musste es eine Geschichte von unten werden – für und mit den Frauen, die den Nationalsozialismus erlebt, ihn mitgetragen, sich mit ihm arrangiert oder auch widersetzt hatten, vor allem aber auch für und mit den Frauen der nachfolgenden Generation, die daraus für ihre gegenwärtigen Kämpfe um Gleichheit lernen sollten. In der bis dahin vor allem in den USA und Großbritannien praktizierten Oral History sah sie für sich die Methode der Wahl, die sie sich gemeinsam mit ihren zumeist aus den Sozialwissenschaften kommenden Studentinnen erst noch erarbeiten musste, auch wenn sie an ihre Erfahrungen als Mitarbeiterin und Interviewerin in mehreren psychologischen, soziologischen und entwicklungspolitischen Projekten

7 Vgl. die Skizze einer Biographie von Regine Othmer in diesem Band sowie die Äußerungen Trögers, die hier als Anna Pam figuriert, in: Fraser et al.: 1968 A Student Generation 1988, S. 266 f.

8 Tröger: Kollontai 1975, in diesem Band.

9 Tröger: Weiterbildung 1977, vgl. die Kommentare von Ingrid Kurz-Scherf und Johanna Kootz in diesem Band.

10 Tröger: Summer Universities 1978, in diesem Band.

anknüpfen konnte. Erstaunlicherweise sind gerade aus der in der Bundesrepublik heftig und unter vehementer Beteiligung von Annemarie Tröger in vielen Foren geführten Debatte um diesen in der etablierten Geschichtsforschung bis heute umstrittenen methodischen Ansatz nur vier ihrer Publikationen hervorgegangen.<sup>11</sup> Zwei davon haben wir in diesen zweiten Block aufgenommen. Beide, der publizierte Abschlussbericht des von Annemarie Tröger geleiteten Forschungsprojektes über einen Berlin-Charlottenburger Arbeiterkiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus sowie ihr Interview mit Hilde Radusch, einer schon seit den 1920er Jahren offen lesbisch lebenden Berlinerin, zeugen von den Schwierigkeiten im Umgang mit dieser Methode. Sie verweisen aber auch auf Probleme in der als nicht-hierarchisch intendierten Projektzusammenarbeit und dokumentieren letztlich das Scheitern dieses von Tröger über viele Jahre engagiert betriebenen, jedoch von Anfang an unterfinanzierten »Kiezprojekts« zur mündlichen Geschichte.<sup>12</sup> Aber Tröger hielt auch Ausschau nach neuen Quellen, mit denen sich der vergangene Alltag, seine zeitgenössische Wahrnehmung und Repräsentation erschließen lassen könnten. Lange vor dem in den 1990er Jahren propagierten *Pictorial*, *Iconic* oder *Visual Turn* beschäftigte sie sich mit Fotografien, deren Interpretation sie in origineller Weise mit Interviews verknüpfte, sei es, wie im Fall von Hilde Radusch, mit der portraitierten Person, sei es mit dem Fotografen oder der Fotografin selbst.<sup>13</sup> In dem hier nachgedruckten Text kombinierte sie beides, das Interview mit der nach Paris und New York emigrierten Fotografin Ilse Bing über ihre Arbeit mit dem berühmt gewordenen Selbstportrait mit Leica von 1931.<sup>14</sup>

In einem dritten Block haben wir vier Aufsätze von Annemarie Tröger zur Frauengeschichte in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus zusammengestellt, die bis heute in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung zu dieser Epoche nachhallen und – teils im englischsprachigen Original, teils in überarbeiteten Versionen und Übersetzungen ins Englische und Französische – außerhalb des deutschen Sprachraum rezipiert und diskutiert wurden, während die bundesdeutsche Mainstream-Geschichtswissenschaft nicht nur Trögers Texte, sondern die entstehende historische Frauenforschung überhaupt ignorierte und, als das nicht mehr möglich war, noch lange durch konsequentes Beschweigen marginalisierte.<sup>15</sup> Mit dem frühesten dieser Texte von

11 In die Historiographie der Oral History in Deutschland sind sie freilich nicht eingegangen, vgl. *Oral History in der deutschen Zeitgeschichte* 2017, S. 110-145.

12 Tröger: »Ich komme da ...« 1981 und Kleiber/Tröger/Wittmann: *Mündliche Geschichte* 1982, beide in diesem Band.

13 Tröger: *Lebensgeschichte und Fotografie* 1982; dies.: *Das Ende der Dephot* 1983.

14 Tröger: *Zwischen Kunst und Zeitungsmarkt* 1983, in diesem Band.

15 So beschreibt es unter Berufung auf Karin Hausen und Heide Wunder die Fachkollegin Adelheid von Saldern: »Schwere Geburten« 2005, S. 19f. Vgl. Hausen, in: Ulla Bock: *Pionierarbeit* 2015, S. 143f. Diese Marginalisierung ist zwar in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft besonders ausgeprägt, aber auch in anderen Fächern zu beobachten, vgl. die entsprechenden Kapitel ebd., S. 140-145, 193-198.

1976/77 eröffnete sie das Forschungsfeld »Frauen und Nationalsozialismus«, das in der historischen Frauenforschung über viele Jahre prominent bleiben sollte.<sup>16</sup> Darin nahm sie die »Dolchstoßlegende der Linken: Frauen haben Hitler an die Macht gebracht« aufs Korn und rechnete sowohl mit den sexistischen Politiken und Diffamierungen seitens der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik ab als auch mit denen der neuen linken Gruppierungen, die das Erbe des 1970 aufgelösten SDS antraten.<sup>17</sup> In dieser doppelten Zielrichtung schwebten ihr politisches Engagement in den USA und vor allem ihre hoffnungsvolle Sicht auf die CLUW-Aktionen noch immer mit, an die sie zeitgleich auch politisch mit der »Initiativgruppe gegen Frauenerwerbslosigkeit« und einer Kampagne für die »Hälfte aller qualifizierten Arbeitsplätze« für Frauen anknüpfen wollte.<sup>18</sup> Dahinter stand unausgesprochen das marxistische Credo vom Sein, das das Bewusstsein bestimmt: Nur die egalitäre qualifizierte Einbeziehung von Frauen in die Erwerbsarbeit und den Arbeitsmarkt würde politische Katastrophen, wie das Hineinschliddern in den Faschismus, und die widerstandslose, schlecht oder nicht bezahlte Indienstnahme der weiblichen Arbeitskräfte für herrschaftliche Zwecke verhindern – sei es »im wesensgemäßen Einsatz«, als den ihn das NS-Regime bezeichnet hatte, sei es in der fortgesetzten Verwendung als »Rationalisierungsproletariat«, wie Träger sie im modernisierten, neo-imperialistischen Kapitalismus decouvrierte. Die Rolle, die das NS-Regime bei der sexistischen Rationalisierung des kapitalistischen Arbeitsmarkts spielte, versuchte sie in mehreren Aufsätzen einzukreisen, von denen wir hier die ursprüngliche Version nachdrucken.<sup>19</sup> In diesen Aufsätzen stützte sie sich vor allem auf die seit Mitte der 1970er Jahre rasch anwachsende, insbesondere auch angloamerikanische Forschungsliteratur zur Frauenerwerbsarbeit im Deutschland der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie auf zeitgenössische Studien etwa des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront (DAF).

16 So Gisela Bock in einem Interview, das Cillie Rentmeister mit ihr am 12. August 2016 zur Erinnerung an die 40 Jahre zurückliegende erste Berliner Sommeruniversität 6.-10. Juli 1976 führte.

17 Träger: Dolchstoßlegende 1977, in diesem Band. Zu den Vorläufern der Neuen Linken vgl. Frey: Vor Achtundsechzig 2020.

18 Die Gruppe gründete sich zunächst unter dem Namen »Initiativgruppe gegen Frauenerwerbslosigkeit« 1976 in Berlin (West) und warb im Winter 1976/1977 mit einer Artikelserie in der Berliner Frauenzeitung *Courage* um Mitstreiterinnen: »Berliner Senat spart an Frauenstellen«, »Rationalisierung im Büro«, »Frauen: Zuletzt geheuert – zuerst gefeuert«, in: *Courage* 1 (1976) 4, S. 25-31; »Geld vom Arbeitsamt«, »Putzen kannst du auch zuhause«, in: ebd. 2 (1977) 1, S. 38-42; »Jeder zweite Arbeitsplatz«, in: ebd. 2 (1977), 1, S. 28f.); Träger: Beitrag zur Podiumsdiskussion 1978. Die Gruppe positionierte sich gegen das Establishment des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB), vor allem seines Berliner Landesverbands, aber auch gegen die zeitgleiche feministische Kampagne »Lohn für Hausarbeit«. Vgl. auch die Kommentare von Ingrid Kurz-Scherf und Dorothee Wierling in diesem Band.

19 Träger: Die Frau im wesensgemäßen Einsatz 1981, in diesem Band. Zu den späteren Versionen in Englisch und Französisch vgl. Trögers Schriftenverzeichnis in diesem Band.

In den beiden späteren hier nachgedruckten Aufsätzen unternahm sie wiederum einzelbiographische Analysen von Ego-Dokumenten. Dies waren zum einen das anonym veröffentlichte Tagebuch einer »Frau in Berlin« über das Kriegsende und ihren Umgang mit den Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten, das seit seinem ersten Erscheinen 1954 bis heute in regelmäßigen Abständen skandalisiert, mittlerweile aber auch wissenschaftlich aufgearbeitet wird, sowie die einer Radiosendung von 1981 über drei Frauen entnommene Geschichte von B., einer jungen Frau, die durch Prostitution ihr Überleben sicherte.<sup>20</sup> Träger deutete die hier beschriebenen Abwehrreaktionen Berliner Frauen auf die massive Erfahrung sexueller Gewalt durch den Rückgriff auf Prostitution als Überlebensstrategie; sie unterstrich nicht den – unleugbaren – Opferstatus, sondern die Handlungsfähigkeit dieser Frauen, die von (ihren) deutschen Männern keinen Schutz mehr erwarteten, sich vielmehr untereinander stützten und herkömmliche Vorstellungen von Liebe und Ehe hinter sich ließen – eine provozierende, aber bis heute wenig rezipierte und diskutierte Interpretation.<sup>21</sup> Zum anderen ist es ein von ihr geführtes Interview mit einer damals jungen Berliner Fließbandarbeiterin, bei der die Erinnerungen an das letzte Kriegsjahr im Zentrum standen. Diese Erzählungen von Bombardierungen und Hunger, den Arbeitsbedingungen und der Zwangsarbeit bei Siemens durchzog hingegen die Vorstellung, als Frau ohne Mann per se Opfer zu sein. Obgleich diese Arbeiterin mehr praktische Hilfe von Frauen erfuhr, setzte sie in dramatischen Situationen dennoch auf Männer, die die Rettung bringen sollten. In dieser kontrafaktischen Erwartung wirkte, so interpretierte es Träger, der nationalsozialistische Männlichkeitswahn noch immer nach.<sup>22</sup>

Die letzten beiden von Annemarie Träger Ende der 1980er Jahre verfassten und publizierten Texte haben wir in einen vierten Block gruppiert. Sie reflektieren aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven zwei Phasen ihres eigenen politischen Denkens und Engagements. Der in der Zeitschrift *Le Mouvement Social* erschienene Aufsatz entstand im Zusammenhang eines großen transnational angelegten Oral History Projekts über die Motive, Antriebskräfte, sozialen Bedingungen und zeitgenössischen Selbstverortungen der Protagonistinnen und Protagonisten der 68er-Bewegungen in den USA und mehreren westeuropäischen Ländern. In diesem Projekt hatten sich neun prominente ehemalige Mitglieder der Bewegungen in diesen Ländern – anders als Träger zumeist inzwischen etablierte Akademikerinnen und Akademiker – zu einer Art kollektiver Autobiographie ihrer eigenen Generation zusammengefunden.<sup>23</sup> Womöglich war der Zeitabstand zum

20 Träger: Rape and Prostitution 1986, in diesem Band; von Saal: Anonyma: »Eine Frau in Berlin« 2019.

21 Vgl. den Kommentar von Atina Grossmann in diesem Band.

22 Vgl. Träger: Memories 1987 und den Kommentar von Dorothee Wierling in diesem Band.

23 So der Titel der Publikation eines anderen Mitglieds des Forschungsteams, das auch den Kommentar in diesem Band übernommen hat: Luisa Passerini, *Autoritratto di gruppo* 1988; dies., *Autobiography of a Generation* 1996.

Untersuchungszeitraum zu kurz, das Projekt startete schon 1982. Vielleicht verstellte die Nähe der Interviewer/innen zu den von ihnen Interviewten, die Identität der Forschenden mit ihrem Forschungsgegenstand den Blick auf die historischen Kontexte der eigenen Vergangenheit. Die Mitglieder der Projektgruppe kamen jedenfalls über länder- und themenspezifische Einzelbeiträge nicht hinaus, die dann von dem britischen Kollegen collagiert wurden.<sup>24</sup> Wir drucken hier einen auf Deutsch verfassten Text von Annemarie Tröger ab, der bisher nur in der französischen Übersetzung erschien.<sup>25</sup> Darin setzte sie sich mit der Geschichte des SDS und einigen ehemaligen Genossen auseinander, mit denen sie seit 1984 zahlreiche Interviews geführt hatte. Sie verstrickte sich in alte Debatten um die Klassenfrage, die Avantgarde und das Verhältnis zu den militanten Kämpfen in der »Dritten Welt«. Die Geschlechterfrage, die in ihren früheren Abrechnungen mit der Neuen Linken so zentral war, mag während der Interviews zur Sprache gekommen sein, in ihrem 1988 publizierten Text erwähnte sie sie nicht. Gleichwohl war diese Frage für sie keineswegs erledigt. In ihrem letzten Text, den wir hier abdrucken, nahm Annemarie Tröger diese Frage noch einmal auf.<sup>26</sup> In dem fingierten, mitten im Umbruch von 1989/90 geschriebenen »Brief an eine französische Freundin« reflektierte sie die prekären Zukunftsaussichten erwerbstätiger Frauen in einer sich ökonomisch liberalisierenden DDR vor dem absurd anmutenden Hintergrund von tatsächlich geführten Gesprächen mit ostdeutschen Ingenieuren in einer Wartehalle des Pekinger Flughafens.

Wir haben einstige Mitstreiterinnen – Freundinnen, Kolleginnen, Studentinnen – und einen langjährigen Weggefährten gebeten, sich jeweils einem dieser Texte noch einmal zuzuwenden, seinen Entstehungszusammenhang zu skizzieren, seine Bedeutung in den damaligen Diskussionen zu reflektieren und ihn aus heutiger Perspektive zu kommentieren. Die meisten, die wir wegen ihrer fachlichen oder professionellen Nähe zum jeweiligen Sujet bzw. ihrer damaligen Zusammenarbeit mit der Autorin gefragt hatten, sind unserer Einladung gern gefolgt; ihnen allen danken wir sehr. Aber Annemarie Tröger war eine streitbare Person, was fast alle, die mit ihr gemeinsam unterwegs waren, irgendwann einmal zu spüren bekamen. Einige Wunschkomentatorinnen haben uns daher abgesagt. Lore Kleiber, in den 1980er Jahren Mitarbeiterin im »Kiezprojekt«, hatte uns hingegen schon zugesagt, als sie schwer erkrankte und 2019 starb, bevor sie ihre Überlegungen verschriftlichen konnte. Bedauerlicherweise ist es uns nicht gelungen, Trögers letzten Text eine Person zu gewinnen, die ihn vor dem Hintergrund einer eigenen DDR-Biographie kommentiert hätte; die Absagen mögen künftigen wissenschaftshistorischen Studien als Quellen dienen.

24 Fraser: 1968 A Student Generation 1988. Weitere Einzelbeiträge von Projektmitgliedern (Luisa Passerini; Daniel Bertaux, Danièle Linhart und Beatrix le Wita) erschienen im selben Heft von *Le Mouvement Social* 143 (Apr.-Jun. 1988), das Luisa Passerini herausgegeben hat.

25 Tröger: Avantgarde 1988, in diesem Band.

26 Tröger: Brief 1990, in diesem Band.

Schon jetzt gilt dies auch für die hier tatsächlich versammelten Kommentare. Sie unterscheiden sich nicht nur nach persönlicher Nähe und Distanz zwischen Autorin und Kommentator/in, sondern auch nach der fachlichen Perspektive auf den jeweiligen Text. Trägers Nicht-Disziplinarität kann heutzutage nur mehr mit einer Vielzahl disziplinärer Ansätze, hier sind es soziologische, politologische und geschichtswissenschaftliche, begegnet werden. Einige Kommentatorinnen haben darüber hinaus in ihrer Re-Lektüre eines Textes der Weggefährtin, Kollegin oder Dozentin die Chance genutzt, den eigenen beruflichen, intellektuellen und wissenschaftlichen Entwicklungen nachzuspüren und auf diese Weise zugleich Ego-Dokumente erzeugt, die zukünftiger historischer Analyse harren.

Fast alle Kommentare thematisieren in der einen oder anderen Weise die unauflösbare Verbindung von politischem Aktivismus und wissenschaftlicher Analyse, die Trägers Texte kennzeichnet und sie mal zu einem intellektuellen Essay, mal zu einem feministisch-strategischen Manifest, selten aber zu einem soziologischen oder zeithistorischen Aufsatz *comme il faut* geraten ließ. Ihre Texte waren avantgardistisch, indem sie Politik und Wissenschaften samt den dazugehörigen Disziplinen durcheinanderwirbelten, und konservativ zugleich, indem sie, wenn auch zunehmend verzagt, die feministische Aufbruchstimmung der 1970er Jahre in eine Zeit weiterzutragen versuchten, in der sich die inzwischen so genannte Frauen- und Geschlechterforschung im disziplinär-etablierten Wissenschaftsbetrieb einzurichten begann.

Genau dieser Aufbruchstimmung, die von der Frauenbewegung mit ihren vielfältigen Gruppen und Projekten, vor allem aber ihren Kämpfen um egalitäre Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen von Bildung, Macht, Geld und Raum in die Universitäten hineingetragen wurden, verdankte sich die spätere akademische Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung.<sup>27</sup> Diese von der erwartungsvollen Suche nach neuem, unterdrücktem und verschüttetem, der eigenen Befreiung dienendem Wissen getragene Stimmung bleibt freilich auf der Strecke, wenn die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung in Kompendien gepackt wird, die das in über vier Jahrzehnten akkumulierte Wissen in Handbuechartikeln portionieren. Mit ihrem kiloschweren Gewicht sollen diese Bände vor allem die Gewichtigkeit eines Forschungsfeldes unterstreichen, das seit einiger Zeit – unter dem euphemistischen Motto: »Gender machen wir doch alle« – vom institutionellen Rückschnitt und vor allem von der Umwidmung bzw. Einsparung der mühsam erkämpften geschlechterwissenschaftlich (teil-)denominierten Professuren bedroht ist.<sup>28</sup>

Auch wissenschaftssoziologische und -historische oder kollektivbiographische Studien zur Entstehung der Frauen- und Geschlechterforschung, die gern von

27 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zuletzt Metz-Göckel: Frauenhochschulbewegung 2019, S. 1033-1042; Frevert: Bewegung und Disziplin 1988, S. 240-262.

28 Handbücher: Kortendiek u. a. (Hrsg.): Interdisziplinäre Geschlechterforschung 2019; von Braun/Stephan (Hrsg.): Gender@Wissen 2005. – Zur gegenwärtigen Gefährdung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen vgl. Ulla Bock: Pionierarbeit 2015, S. 198-220.

den »Pionierinnen« oder der »ersten Generation« von Wissenschaftlerinnen auf diesem Feld sprechen, produzieren unversehens blinde Flecken, wenn sie ihre Untersuchungssamples auf diejenigen reduzieren, die irgendwann auf eine Professur berufen wurden.<sup>29</sup> Auf diese wenigen glücklichen Gewinnerinnen wartete zwar noch immer reichlich frauen(wissenschafts)politische Kährnerarbeit in den universitären Gremien und Institutionen. Zu den Pionierinnen der Frauenforschung zählten aber sehr viel mehr Frauen, die, wenn sie als Graduierte, Promovierte oder auch Habilitierte die Universität verlassen hatten, nie wieder dort Fuß fassen konnten. Allenfalls schlugen sie sich mit prekären Jobs, zeitlich befristeten Projekten und schlecht bezahlten Lehraufträgen durch. So beobachtete es Irene Stoehr bereits 1983 anlässlich des vierten jener 1978 in Berlin gestarteten Historikerinnentreffen, zu denen sich historisch forschende Frauen verschiedenster Fachrichtungen in Jahresabständen zusammenfanden, um ihre Ergebnisse zu präsentieren:

Mit der Uni jedenfalls konnten sich im Auditorium wohl kaum viele Frauen identifizieren, selbst wenn sie es gewollt hätten. Denn die, die historische Frauenforschung in den letzten Jahren auf den heutigen Stand gebracht haben, sind zum großen Teil erwerbslos oder leben von Doktorandenstipendien oder haben allenfalls untergeordnete, zeitlich begrenzte Stellen an Universitäten ohne Aussicht auf eine Absicherung auf Lebenszeit.<sup>30</sup>

Nach dem Auslaufen ihrer Mitarbeiterinnenstelle an der FU gehörte zu diesem Zeitpunkt auch Annemarie Tröger wieder zu dieser größeren Gruppe von Pionierinnen, deren Spuren in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte der in den 1970ern entstehenden Frauen- und Geschlechterforschung im Allgemeinen und der historischen Frauen- und Geschlechterforschung im Besonderen meist übersehen werden.<sup>31</sup>

29 So u.a. Ulla Bock: Pionierarbeit 2015; Vogel (Hrsg.): Wege in die Soziologie 2006; Schaser/ Schnicke: Der lange Marsch 2015, S. 79-110.

30 Stoehr: 4. Historikerinnen-Treffen 1983, S. 38f. Das erste bundesweite Historikerinnen-Treffen wurde von den Soziologinnen Gerlind Lachenicht und Gudrun Schwarz, der Politologin Gabriele Czarnowski sowie den Historikerinnen Gisela Bock, Atina Grossmann und Carola Sachse vorbereitet und fand 1978 in Berlin statt; nachfolgende Treffen mit mehreren Dutzend Referentinnen und bis zu 600 Teilnehmerinnen waren in Bremen (1980), Bielefeld (1981), Berlin (1983), Wien (1984), Bonn (1985) und Amsterdam (1986). Vgl. zu diesen Treffen ausführlicher Schaser: Der Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung 2015, S. 11-18; dort werden auch die Dokumentationen nachgewiesen. Der multidisziplinäre und zunehmend multinationale Charakter der Treffen lässt sich exemplarisch anhand des Autorinnenverzeichnisses und des umfangreichen Programms des Wiener Treffens rekonstruieren: Wiener Historikerinnen (Hrsg.): Die ungeschriebene Geschichte 1985, S. 413-425.

31 Vgl. Gisela Bock: Geschlechtergeschichte auf alten und neuen Wegen 2006, S. 45-66; Bock konzentriert sich hier auf die neueren Entwicklungen seit Mitte der 1980er Jahren, als die historische Frauenforschung zunehmend mehr von fachwissenschaftlich ausgebildeten Historikerinnen ausgeübt wurde, die freilich noch immer um die An-

Zu vollends grotesken Ergebnissen führt das Pionier-Paradigma, wenn man sich daranmacht, die Entstehung der historischen Frauen- und Geschlechterforschung aus der Geschichte jener lange ignorant schweigenden Disziplin zu rekonstruieren, der sie heute als Teil- oder Bindestrich-Disziplin (Frauen- und Geschlechtergeschichte, FGG) zugerechnet wird. Angelika Schaser und Falko Schnicke haben dies zwischen 2011 und 2013 versucht, indem sie die kommentierten Vorlesungsverzeichnisse der Historischen Institute, Fachbereiche oder Seminare von fünf westdeutschen Universitäten im Zeitraum von 1971 bis 1990 nach möglichen FGG-relevanten Lehrveranstaltungen durchsuchten und ihre Funde in drei Kategorien gruppierten, nämlich in solche, die sich explizit der FGG widmeten (1), solche, in denen neben anderen Aspekten auch die FGG erwähnt wurde (2), und solche, die sich mit dem grundsätzlich FGG-affinen Bereich der Familien- und Sexualitätsgeschichte beschäftigten, ohne jedoch frauen- und geschlechterhistorische Aspekte zu benennen (3).<sup>32</sup> Erstaunt erfährt die Zeitzeugin dann, dass »besonders zu Beginn [...] Männer die frauen- und geschlechtergeschichtliche Lehre« dominiert und etwa an der FU Berlin als einem der Zentren der FGG Ernst Nolte und Wolfgang Wippermann Seminare der Kategorie zwei, Letzterer in den 1980er Jahren sogar solche der Kategorie 1 angeboten hätten.<sup>33</sup> Nolte kann sich posthum gegen diese Einordnung seiner Lehrveranstaltungen nicht mehr wehren. Er hätte sie gewiss als böswillige Unterstellung gewertet, war er es doch, der als Fachbereichsratsvorsitzender Ende der 1970er Jahre der nicht historisch examinierten Annemarie Tröger, der zwar so examinieren, aber noch nicht promovierten Carola Sachse, aber auch der längst promovierten Historikerin Gisela Bock untersagte, am Friedrich-Meinecke-Institut (FMI) der FU zu lehren, und sie ans politikwissenschaftliche Otto-Suhr-Institut (OSI) verwies, wo sie ihm politisch passender beheimatet schien.<sup>34</sup> Wippermann reagierte 2015, von seiner Kollegin Gisela Bock zu diesen verblüffenden wissenschaftshistorischen Befunden befragt, »ironisch«, er habe bis dahin »von dieser seiner Bedeutung noch nichts gewusst«, halte gleichwohl »die Zuschreibung für ›Unsinn‹.«<sup>35</sup> In einer scharfen Replik auf Schaser und

erkennung ihrer Forschungsrichtung im Fach und in den fachwissenschaftlichen Institutionen rangen.

32 Schaser/Schnicke: *Der lange Marsch*, S. 95.

33 Ebd., S. 96.

34 Gisela Bock: »Ende der Vernunft«? 2016, S. 265. Carola Sachse war bei dem von Bock angedeuteten Gespräch mit Nolte zugegen, bis er sie als Nichtpromovierte des Raumes verwies mit dem Hinweis, ihre Anwesenheit sei als studentisches Go-in nicht zu dulden. Noltens Ablehnung mochte primär aus seinen Vorbehalten gegenüber dem Arbeitsbereich Vergleichende Faschismusforschung am ZI 6 der FU resultieren, den er nicht ganz zu Unrecht als Gegenprogramm zu seiner eigenen Faschismusforschung wahrnahm: Freie Universität Berlin, Universitätsarchiv (FU-Archiv), ZI 6: Nolte an Tröger 12. 1. 1976; Nolte an Siegel 17. 2. 1976; Siegel an Nolte 4. 3. 1976. Im Ergebnis blieb es sich gleich: Frauen- und geschlechterhistorische Lehre wurde aus dem FMI an das OSI und das Historische Institut der TU Berlin verbannt.

35 Gisela Bock: »Ende der Vernunft«? 2016, S. 270.

Schnicke hat Gisela Bock nicht nur die Rolle dieser und anderer ungewollt und unverdient zu frauenhistorischen Ehren gelangten männlichen Kollegen zurechgerückt.<sup>36</sup> Sie hat auch die untaugliche Kategorienbildung zurückgewiesen und darüber hinaus das gesamte Untersuchungsdesign, das die Anfänge der historischen Frauen- und Geschlechterforschung dort sucht, wo sie am wenigsten stattfand, nämlich in den historischen Seminaren und Fachbereichen der Universitäten, ad absurdum geführt.

Tatsächlich begann die Frauenforschung in den verschiedensten Foren innerhalb und außerhalb der Universitäten oft mit historischen Fragestellungen. Die Filmemacherin Helke Sander, eine der Gründerinnen des Aktionsrates zur Befreiung der Frau von 1968, hob dies 1991 in ihrer Ansprache zur Bestattung von Ingrid Schmidt-Harzbach, ebenfalls einer Protagonistin der ersten Stunde, in deren Frauenseminare am OSI Hunderte von Frauen geströmt waren, hervor:

Wir alle waren damals getrennt von der politischen Geschichte unseres Geschlechts, ja, ahnungslos, daß es so eine Geschichte überhaupt gegeben hatte. Ingrid schuf die ersten Verknüpfungen, indem sie Lilly Braun für uns entdeckte, eine der ersten von den Sozialisten abweichenden Feministinnen, an die die Erinnerung gründlich ausgelöscht worden war.<sup>37</sup>

Geschichte wurde gewissermaßen zur Leitdisziplin der frühen Frauen- und Geschlechterforschung, wie es die Historikerin Gabriella Hauch nicht nur bezogen auf die Entwicklung in Österreich beschrieb:

Geschichte erlebte entsprechend dem Motto »Zukunft heißt erinnern« [...] eine Hochkonjunktur. Nicht nur ausgebildete Historikerinnen arbeiten im historischen Feld, sondern ebenso Soziologinnen, Politologinnen, Pädagoginnen, Literaturwissenschaftlerinnen, Philosophinnen etc. Angesichts der radikalen Analyse der Diskriminierungserfahrungen diente das ›Sichtbarmachen‹ von Frauenleben in der Vergangenheit als Medium der Selbstbewusstwerdung. Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stand die Analyse der Gewordenheit von Geschlechtscharakteren und ihrer historischen Wandlungsprozesse.<sup>38</sup>

Dementsprechend fanden frauen- und geschlechterhistorische Veranstaltungen nicht nur in der »Academia« statt, sondern auch in Volkshochschulen, Geschichts-

36 Schaser/Schnicke: Der lange Marsch 2015, S. 84, 96 f. erwecken hingegen geradezu den Eindruck einer FGG-Männerbewegung: Sie nennen namentlich ungefähr 50 Kollegen verschiedener Statusgruppen, die im Untersuchungszeitraum FGG in mindestens einer ihrer drei Kategorien unterrichtet haben sollen. Von ihren Kolleginnen in der Lehre werden nur jene zehn namentlich erwähnt, die sie als die die FGG »maßgeblich« prägenden Protagonistinnen ausgewählt und für den ersten Teil ihrer Studie interviewt hatten.

37 Sander: Sie war eine leidenschaftliche Zeitgenossin 1991.

38 Hauch: »Wir, die viele Geschichten haben ...« 2003, S. 26.

werkstätten, regionalen Frauengeschichtsgruppen, auf Frauenstadtrundgängen und in Frauenarchiven.<sup>39</sup>

Bis in die frühen 1980er Jahre hinein sahen sich feministische Historikerinnen aller Fachrichtungen und Länder, wie es Joan Scott später auf den Punkt brachte, als »the knowledge-producing arm of a broad-based feminist movement devoted to radical social change«. <sup>40</sup> Annemarie Tröger hätte es nicht treffender formulieren können. In einer so verstandenen Frauengeschichte – einem »grand teleological narrative of emancipation« – fanden ihre Beiträge ihren Ort. In dem Maße, wie sich die »eigentlichen« Historikerinnen ab Mitte der 1980er Jahre immer mehr auf ihr Fach samt seinen wissenschaftlichen und methodischen Ansprüchen, ihre nationalen und internationalen Fachgesellschaften und deren akademisch-meritokratische Anerkennungsregeln besannen, sich von »insurgents« zu »disciplinarians« verwandelten, sich etwa 1990 in Deutschland im Arbeitskreis Historische Frauenforschung innerhalb der International Federation für Research in Women's History separat organisierten, wurde der intellektuelle Raum für die anderen enger, schwand die wissenschaftliche Legitimität feministisch motivierter Forschungsvorhaben dahin und wog der Generalverdacht wissenschaftlich illegitimer frauenpolitischer Identitätsstiftung umso schwerer.<sup>41</sup> Jene, die in den fachwissenschaftlichen Institutionen schließlich Fuß gefasst hatten, warnte Joan Scott 2004 vor allzu großer Selbstgewissheit: »... once viewed as transgressors, we are now in possession of legitimate title. But ownership for those who began as revolutionaries, is always an ambiguous accomplishment.«<sup>42</sup>

Für jene, die dort nicht zugelassen waren, weil sie die formalen Zugangskriterien nicht erfüllten, aber auch für jene, die sich wie Annemarie Tröger um nichts auf der Welt um solche regulierte Zugehörigkeit bemüht hätten, war die Zeit der fröhlich-feministischen Wissenschaft vorbei.

39 Hauch: *Geschichtswissenschaften* 2019, S. 525. Ein weiterer Beleg ist auch die Zusammenstellung von Lehrveranstaltungen der Frauenforschung von Hanna Beate Schöpp-Schilling, in die selbstverständlich auch Lehrveranstaltungen an Volkshochschulen einbezogen wurden. Schöpp-Schilling: *Frauenspezifische Lehrveranstaltungen 1972-1977*, S. 402-408.

40 Scott: *Feminism's History* 2004, S. 13. Vgl. auch Gisela Bock: *Geschlechtergeschichte*, S. 45f.

41 Alle Zitate: Scott: *Feminism's History* 2004, S. 12f. Schaser: *Arbeitskreis* 2015, S. 18-20, 26-30, 32, 39, 42f., 104f. deutet dieses Spannungsverhältnis mehrfach an und beschreibt die akademischen Selektionskriterien der professoralen Gründerinnen, anfangs vor allem Gisela Bock und Karin Hausen, als *gate keepers*, die den Zugang von Frauen- und Geschlechterhistorikerinnen zu den Institutionen des Fachs regulierten.

42 Scott: *Feminism's History* 2004, S. 11.

## Editorische Notiz

In das Schriftenverzeichnis Annemarie Trögers am Ende dieses Bandes wurden alle uns bekannten veröffentlichten Schriften aufgenommen sowie die unveröffentlichten Manuskripte, die wir hier erstmals publizieren. Das Verzeichnis dient auch dem Nachweis der Erstveröffentlichung der hier nachgedruckten Texte. Die entsprechenden Literaturangaben sind typographisch hervorgehoben.

Die hier abgedruckten Texte Annemarie Trögers aus den 1970er, 1980er und 1990er Jahren wurden an die reformierte deutsche Rechtschreibung von 2006 angepasst, allfällige Rechtschreib- und Grammatikfehler stillschweigend korrigiert. Der Anmerkungsapparat wurde überarbeitet: Fehlende Daten in den Fußnoten sind ergänzt und Irrtümer – soweit erkennbar – korrigiert worden. In seltenen Fällen haben wir Literaturangaben ergänzt und entsprechend markiert. Um den Fußnotenapparat zu entlasten, haben wir für alle im Buch enthaltenen Texte ein gemeinsames Literaturverzeichnis erstellt und die Literaturverweise in den Fußnoten durch Kurztitel ausgewiesen.

## Danksagung

An erster Stelle bedanken wir uns bei Renate Bridenthal, Atina Grossmann, Elizabeth Harvey, Johanna Kootz, Ingrid Kurz-Scherf, Klaus Meschkat, Mary Nolan, Luisa Passerini, Tilla Siegel und Dorothee Wierling, ohne deren Arbeit unser Vorhaben, ein Buch mit kommentierten Texten von Annemarie Tröger herauszugeben, nicht realisierbar gewesen wäre. Roman Klarfeld und Dagmar Nöldge vom FFBIZ-Archiv sowie Birgit Rehse, Irene Jentsch und Josefa Schwärmer vom Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin danken wir, dass sie uns auch unter den eingeschränkten Arbeitsbedingungen und Öffnungszeiten während der Corona-Pandemie mit Rat und Tat bei der Recherche unterstützt haben. Wir danken Tilman Fichter und Siegwald Lönnendonker als freundlichen und hilfreichen Auskunftsgewern bei vielerlei Nachfragen. Für Druckkostenzuschüsse danken wir dem Deutschen Akademikerinnenbund e. V. und der Deutschen Stiftung Frauen- und Geschlechterforschung. Unser besonderer Dank gilt Burghard Claus für seine großzügige finanzielle Unterstützung, ohne die das Buch nicht zustandegekommen wäre.

# Revolutionäre Zeiten



## Tugurios: Über Slums in Lateinamerika (1970)<sup>1</sup>

*Sprecherin:* Eindrücke und Bewertungen sowie Interviewfragen

*Sprecher:* stärker die Fakten, Statistiken usw.

*Zitatsprecher*

*Übersetzungssprecherin:* Ifigenia

*Übersetzungssprecher:* Jose, Vicente

*Sprecher:* Sie werden »villas de miseria«, »callampas«, »favelas«, »rancherios«, »tugurios«, genannt und haben noch viele andere Namen. Sie sind die Slums der armen Welt. Es gibt keine genauen Statistiken über ihr Ausmaß, man kann es nur abschätzen an den offiziellen Zahlen zum Wohnungsdefizit. In Lateinamerika fehlten 1967 22 Millionen Wohnungen, heute sind es mehr, in dreißig Jahren werden es hundert Millionen sein. Nehmen wir eine durchschnittliche Familiengröße von nur sechs Personen an, dann leben 132 Millionen in unzureichenden und zum größten Teil in nicht menschenwürdigen Behausungen. Das heißt bei der Gesamtbevölkerung von 280 Millionen, dass ungefähr die Hälfte in unzumutbaren Behausungen, das heißt in Slums lebt oder überhaupt keine Wohnung hat.

*Sprecherin:* Slums bestehen aus selbstgebauten Hütten, notdürftig zusammengeschlagen aus Pappe, Wellblech, Latten, breitgestampften Blechbüchsen, Papier, Lehm. Sie sind in keine Stadtplanung einbezogen. Sie haben kein fließendes Wasser, Frauen und Kinder müssen es oft von weither holen. Manchmal wird Wasser in Tonnen herbeigeschafft und zu teuren Preisen verkauft. Elektrizität ist entweder nicht zu haben oder wird heimlich von nahen Drähten abgezapft. Tod durch elektrischen Schlag ist häufig. Abwassersysteme und oft sogar Sickergruben sind unbekannt, Müllabfuhr gibt es nicht, oft sind die Siedlungen selbst auf Müllgruben errichtet oder auf unwegsames Land gebaut, an steilen Hängen und in Flussbetten. Überschwemmungen und Erdbeben sind üblich. Schulen und Krankenhäuser sind weit entfernt, überfüllt oder aus materiellen Gründen einfach unerreichbar.

*Sprecher:* Und diese Slums vermehren sich von Tag zu Tag. Wachsen die Städte Lateinamerikas jährlich um 5 bis 7 Prozent, so wachsen die Elendsviertel

1 Anm. d. Hrsg.: Das Feature wurde im Dritten Programm des Westdeutschen Rundfunks in der Reihe »Kulturelles Wort« am Dienstag, 30. Juni 1970, gesendet. Das Manuskript wurde von den Herausgeberinnen an einigen Stellen gekürzt, die durch Auslassungszeichen [...] gekennzeichnet sind. Anders markierte Auslassungen und Ergänzungen stammen von der Autorin.

doppelt so schnell, 12 bis 14 Prozent. Man hat errechnet, dass zum Beispiel die peruanische Hauptstadt Lima in 15 Jahren zu 80 Prozent aus solchen Ansiedlungen bestehen wird. In Lateinamerika könnten 153 Millionen Menschen arbeiten, sie sind die sogenannte aktive Bevölkerung, 18 Millionen von ihnen sind arbeitslos und 75 Millionen sind unterbeschäftigt. Das heißt: Mehr als 60 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung hat nicht die Möglichkeit, ihre Arbeitskraft auszunutzen.<sup>2</sup>

Diese 60 Prozent der Bevölkerung sind nach unserer Definition die *marginale Masse*, sie sind ausgeschlossen vom eigentlichen Produktionsprozess, und was ihnen vom gesellschaftlichen Reichtum zufällt, reicht kaum, um das nackte Leben zu erhalten; sie sind marginal, das heißt, sie sind bedeutungslos für die Wirtschaft.

*Sprecherin:* Die Elendsviertel in den Städten sind nur der sichtbare Ausdruck der Marginalität. Sie erregen die Neugier der Sozialwissenschaftler und die Besorgnis der Herrschenden. Die Millionen, die auf dem Lande unter noch schlimmeren Bedingungen leben müssen, die Unzähligen, die noch nicht einmal eine erbärmliche Hütte besitzen, die sogenannten Straßenschläfer, und die Menschen, die zu 40, 50, 60 in einem Haus leben, das für eine Familie gedacht ist, sie alle gehören zu der marginalen Masse. Ifigenia Valesquez Quintero, die jetzt ihr Leben erzählen wird, gibt ein deutlicheres Bild vom Leben im Elendsviertel, als alle Analysen und Statistiken es tun könnten.

Sie lebt in Medellín, einer der drei großen Städte Kolumbiens, ist alleinstehend und hat zwei Kinder.

Interview: Ifigenia Velasquez Quintero, O-Ton:

*Ifigenia:* Ich heiße Maria Ifigenia Valesquez Quintero, Alter 38 Jahre. Ich komme aus den Dörfern des Ostens.

Ich konnte zu Hause nicht arbeiten, da wir keine Arbeitsgeräte hatten, wie eine Hacke, ein Beil, ein großes Messer. Deswegen ging ich also zusammen mit meinem Vater zur Arbeit, um ihm zur Hand zu gehen.

Wir schnitten zum Beispiel Zuckerrohr, schälten es und trugen es fort. Ich ging Hanf holen und bündelte ihn. Dann haben wir einen ganzen Tag Heu gewendet auf einer Weide. Da wir keine anderen Möglichkeiten hatten, als auf den Bauernhöfen zu arbeiten, gaben sie uns einen Peso und eine Mahlzeit am Tage.

*Sprecherin:* 1 Peso = 20 bis 25 Pfennig.

*Ifigenia:* Mein Vater erlitt einen Schwächeanfall, und der Arzt sagte ihm: »Es ist Unterernährung«, ein anderes Mal: »Es ist Schwäche«, und dann: »Es ist Anämie«. Er musste sich ins Bett legen. Ich erinnere mich, wie sie ihn auf einer Krankenbahre heruntertrugen, weil er schon wie tot war. Da gingen wir alle, die Kinder meines Vaters, in die nächsten Dörfer, um zu sehen, ob sie uns bessere Arbeit geben könnten oder ob sie uns besser bezahlten. Die Lage in den Dörfern war schrecklich, fürchterlich, wir mussten viel hungern. Also wanderten wir von

2 United Nations CEPAL, o.T., in: Primera Plana 29. 4. 1969, S. 94.

einem Dorf ins andere, um zu sehen, ob sie uns irgendwo besser bezahlten. Wir haben viel gelitten. Weil Vater und Mutter nicht das Nötigste zum Leben verdienen konnten, ernährten wir uns von Brei aus Pomeranzen, von Rüben, gekochten Erbsen und von Platanos.<sup>3</sup> Aber richtige Nahrungsmittel ... nichts. Es gibt weder Fleisch, noch Eier, noch Milch, was doch die beste Nahrung für alle Unterernährten ist.

Deshalb also kamen wir, einer meiner Brüder und ich, nach Medellín. Und weil wir beide unverheiratet sind, gab es für uns keine Möglichkeit, die Arbeit zu bekommen, die wir gerne haben wollten, nämlich einen Arbeitsplatz in einer Fabrik. Das also ist meine Lage, deshalb lebe ich in einer Hütte im Tugurio »Puente del Mico«, wo sie uns ständig drohen, heute oder morgen die Hütte abzureißen.

Wir haben nur eine einzige Stütze, den Pater Vicente Mejia, der uns einigt und organisiert, und deswegen haben sie ihn ins Gefängnis gesperrt, geschlagen und verletzt. Und ihm helfen wohlgesonnene Leute, damit sie uns nicht die Hütte abreißen.

Was, so frage ich Sie, können wir in diesem Fall machen, wenn uns alle Welt erniedrigt, und wenn die, die Land besitzen, es lieber als Weide behalten oder Gestrüpp darauf wachsen lassen, anstatt es uns Armen zu geben?

Mir erscheint es grausam, dass sie mehr Mitgefühl für Tiere als für uns Christen haben. Für uns ist es eine schreckliche Lage, immer denken zu müssen, dass sie uns heute oder morgen auf die Straße setzen können. Wie sollen wir überhaupt leben, wenn wir keine Arbeit finden, um ein Haus oder ein Zimmer und schließlich die Ausbildung für die Kinder und das Essen für uns zu bezahlen?

Aber wenn ich Arbeit suche, sagen sie mir, ich bin zu nichts nutze, weil ich in einem Tugurio wohne, dass wir sehr liederlich und schmutzig und verdächtig sind.

Señorita, ich will sehr gern arbeiten. Aber (als Dienstmädchen) bieten sie mir eine Bezahlung von 2 Pesos. Und wie soll ich für 2 Pesos arbeiten, wenn meine Kinder von 2 Pesos am Tage nicht leben können? Ich würde also arbeiten gehen, verdiente vielleicht für mich irgendetwas zu essen. Aber meine Kinder, was essen die? Das ist völlig unmöglich. Einen Peso kostet schon die Fahrt zum Stadtzentrum und zurück, also bleibt mir nur ein Peso, um uns davon zu ernähren. Das ist unmöglich. Ich will nicht arbeiten, wenn sie mir nicht einen Lohn, na, sagen wir von 10 Pesos zahlen. Was ich möchte, ist: ordentliche Nahrung für meine Kinder, eine bessere Behausung und Möglichkeiten, sie etwas lernen zu lassen.

Ich war ein halbes Jahr in der Schule, aber nur halbtags. Und dann musste ich arbeiten. Papa war sehr krank und Mama auch, und so musste ich alle meine Geschwister ernähren. Ich arbeitete für einen Peso und eine Mahlzeit am Tag. Sie sehen ja, wie unterernährt ich bin.

*Sprecherin:* Wie haben Sie Ihre Hütte gebaut?

3 Anm. der Hrsg.: Platanos sind Kochbananen.

*Ifigenia:* Damals, als ich ankam, bin ich durch alle Tugurios gegangen, um Unterkunft zu suchen. Ich hatte Rheumatismus und war teilweise gelähmt und musste mich deshalb an Wänden und Gesträuch festhalten, um überhaupt gehen zu können. Im Walde habe ich einen Mann getroffen und ich fragte ihn: »Señor, würden Sie so liebenswürdig sein und mir einen kleinen Pfahl schenken, um meine Hütte zu bauen?« – Warten wir ab, ob er mir ein paar überlässt – und er sagt: »Ja, Señora, und wie wollen Sie die fortschaffen? Haben Sie jemanden, der sie wegbringen kann?« Also sagte ich zu ihm: »Ja, Señor, ich habe einen Sohn, der mir helfen kann zu tragen, wenn sie nicht zu schwer sind.« Und so schenkte er mir einige Latten und ein paar kurze Pfähle. Ich ging also zurück, rief meinen Sohn und ein paar Compañeros aus dem Tugurio, die sahen, wie ich litt. Und sie gingen mit, um mir zu helfen, die kleinen Pfähle zu holen. Ich habe mit dem Kleinen dann Löcher geschaufelt. Wir konnten die Hütte nur sehr klein bauen, ein Bett hat darin Platz und eine Wiege. Nun, wir haben uns darin eingerichtet. Die Herren aus dem Viertel waren sehr freundlich, sie schenkten mir eine zerrissene Matratze, sie gaben mir ein Bettgestell, Bretter wurden mit Stricken zusammengebunden für das Kinderbett ... alles sehr billig. Wir ordnen alles und legen uns schlafen ... klar, es steht ... sehr gut. Meine Hütte ist sehr schief, ich habe alle Ritzen mit Lehm verschmiert, aber es ist sehr schlecht, das Dach ist voller Löcher, alles ist kaputt, nun ja, wir haben sehr gefroren. Wir haben keine Decken. Die Kleider, die ich da habe, sind mir von guten Menschen geschenkt worden. Und ich habe mich halten können mit dem bisschen Essen, das mir alle Leute im Tugurio geben. Denn ich habe keine Möglichkeit, eine bezahlte Arbeit zu finden, um Essen für uns, für die Kinder zu kaufen und die Schule für Alberto, der jetzt in einem Jahr ist, das sie das dritte nennen. Also richte ich mich ein mit dem bisschen Arbeit, die ich da habe, die mir alle acht Tage 4 Pesos bringt.

Aber das muss ich für das Nötigste aufheben, ich kann ihm kein Schulheft geben, keinen Katechismus, keines von diesen ... Wörterbüchern, denn ich habe nichts, womit ich es bezahlen könnte.

Wir leiden viel, Señorita. Ich möchte gern Leute kennenlernen, die uns helfen, damit wir genau wissen: Niemand vertreibt uns aus diesem Tugurio. Damit sie uns auf diesem Plätzchen lassen. Das wäre eine großartige Sache für uns. Wir sagen nicht, dass wir sehr glücklich sind in einem Tugurio, wo wir so viel leiden. Aber sicher, es ist besser, sie lassen uns hier und machen es nicht wie mit den Leuten aus »Villa Socorro«.

*Sprecherin:* Ein mit staatlichen Mitteln erbautes Unterklassenviertel.

*Ifigenia:* Die haben sie ausgetrieben, weil sie nicht wussten, womit sie zahlen sollten, und die noch mal anfangen mussten, weiter außerhalb neue Hütten zu bauen. Also das »Instituto Credito Territorial« hat Ausweisungsbefehle an alle Leute vom Viertel »Alfonso Lopez« geschickt, um sie zu vertreiben. Wir gingen alle hin, selbst wenn sie uns töten würden, denn was können wir schon für die Compañeros tun, als sie zu verteidigen?

*Sprecherin:* Wie arbeiten die Polizei und die Sicherheitspolizei in den Tugurios?

*Ifigenia:* Das ist sehr schlimm. Stellen Sie sich vor, Señorita, sie wollten mich aus meiner Hütte rausschmeißen, die, wie ich gesagt habe, sehr klein ist. Es kamen acht. Sie sagten uns, wir sollten uns fortscheren, wir sollten dahin gehen, wo wir hergekommen sind, und dass sie uns 20 Pesos geben würden. Also, Señorita, wie sollen wir das machen? Denn ich komme von weit her, 5 1/2 Meilen Fußweg von Rio Negro bis zum Dorf. Wie soll ich denn von hier bis nach Rio Negro und von Rio Negro nach Cocornâ, das mein Heimatort ist, kommen? Das wäre für mich sehr schwierig. Und ich sagte zu dem Herrn: »Hören Sie mal, Señor, mit 20 Pesos kann ich noch nicht mal die Fahrt nach Rio Negro bezahlen! Und was essen wir auf dem Weg?«

Was soll aber einer machen, wenn die Polizisten ihn ständig misshandeln und schlagen? Und wenn einer eine etwas größere Hütte hat, auch ein Elendsquartier, dann sagen sie: »Was, der verbreitert sich hier, lasst uns den mal ins Gefängnis sperren.« Und sie bringen ihn zur »Permanencia del Norte«.

*Sprecherin:* Das ist ein Gefängnis in Medellín.

*Ifigenia:* Diese schrecklichen Ausweisungsbefehle! Sie haben drei davon geschickt, aber sie haben uns nicht dazu bringen können, zu gehen, sie haben uns nicht wie Kehrlicht auf die Straße werfen können. Früher einmal haben sie uns aus dem Viertel »Estacion de Villa« hinausgeworfen. Sie haben uns auf eine Weide gesperrt, in die pralle Sonne und in den Wind, ohne einen Schutz, wir hungerten und froren. Ich sah, wie die Kinder abmagerten, ein Haufen Kinder von zehn, elf Familien. Das war der Grund, warum sie auf den Pater Bolivio losgegangen sind, ihn geschlagen haben und die Soutane zerrissen, was auf mich einen schrecklichen Eindruck gemacht hat.

Sie steckten ihn ins Gefängnis und dort misshandelten sie ihn, schmissen ihn gegen einen Zementblock ...

Was können wir gegen die Polizei machen, die uns unterdrückt, gegen die Großgrundbesitzer ... gegen die Oligarchen da, was können wir schon gegen sie tun ... wir können nichts machen. Wir, so sagen sie, sind Elende, aber wir sind nicht elend. Wir sind dazu verdammt, ständig in Ketten zu leben. Aber warum sind wir arm? Nicht weil wir Elende sind. Wir haben ein gutes Herz.

*Sprecher:* In den Köpfen von Verwaltungsbeamten und Angehörigen der Bourgeoisie stellt sich das Problem der Landflucht so dar:

Nach Jahrhunderten eines friedlichen und genügsamen Landlebens stellten sich diese Bauern, durch die Propaganda von Massenmedien und unverantwortlichen Politikern verführt, das Leben in der Stadt bequem und luxuriös vor; sie gaukelten sich vor, in der Stadt seien sie bald Besitzer von Fernsehapparat, Eischrank und Auto.

In der entsprechenden Richtung der bürgerlichen Soziologie heißt das »Explosion der Erwartungen«. Diese Landbevölkerung verlässt diesem Denken zufolge verantwortungslos und mit übertriebenen Vorstellungen von einem leichten Leben ihren Grund und Boden. Sie ist natürlich völlig unvorbereitet auf ein zivilisiertes Leben und auf geregelte Arbeit in der Stadt. Außer dass sie nicht lesen und schreiben kann, fehlen ihr der Zeitbegriff und die Motivation für ein

geregeltes Erwerbsleben. Und sie fristet natürlich dann – und viele setzen hinzu: gerechterweise – in den riesigen Elendsvierteln der Städte ein trauriges und hoffnungsloses Dasein.

*Sprecherin:* Angesichts solcher Erklärungsversuche drängt sich die Frage auf, warum sich das Elend in den Städten noch nicht unter der Landbevölkerung herumgesprochen hat. Warum hält trotzdem der Strom der Zuwanderer an und vergrößert täglich die Elendsviertel der Städte?

Der Grund für die seit 20 Jahren massenhafte Wanderung ist nicht in psychologischen Faktoren wie »gesteigerte Erwartung« oder »Attraktivität des Stadtlebens« zu suchen, sondern in der objektiven Verschlechterung der ökonomischen und sozialen Lage der Landbevölkerung. – Ein Experte der Vereinten Nationen erklärt es so:

*Zitatsprecher:* Das vielleicht hervorstechendste Merkmal der ländlichen Gebiete Lateinamerikas ist ihre tatsächliche und progressive Stagnation, die sich in vielen Formen ausdrückt. An erster Stelle kann man die Produktionsbedingungen nennen, die es der bäuerlichen Bevölkerung nicht erlauben, den notwendigen Grad der Beschäftigung und einen Minimallohn zu erreichen. In den beiden letzten Jahrzehnten ist diese Situation immer kritischer geworden. Die politische Stabilität und ökonomische Entwicklung der Landbevölkerung kann nicht garantiert werden.<sup>4</sup>

*Sprecherin:* Warum hat sich die Lage der Bauern und Landarbeiter in den letzten Jahrzehnten verschlechtert? Allgemein wird der Bevölkerungszuwachs als Grund genannt. Aber das ist nur ein relativer Faktor. Im Grunde sind alle lateinamerikanischen Länder unterbevölkert, wenn man sie mit europäischen Agrarländern wie Dänemark und Holland vergleicht.

Die eigentliche Ursache ist in der Herrschafts- und Besitzstruktur zu suchen.

*Sprecher:* Grundlegend ist der Gegensatz zwischen der Konzentration großer Besitztümer in wenigen Händen auf der einen Seite und dem Kleinstbesitz, dem Minifundium<sup>5</sup> auf der anderen Seite. 1963 waren von den 32 Millionen, die die aktive Landbevölkerung Lateinamerikas darstellen, knapp 2 Millionen landwirtschaftliche Unternehmer, d. h. Großgrundbesitzer und Mittelbauern und 30 Millionen Kleinstbauern und Arbeiter ohne Land. Es gibt ungefähr 7,5 Millionen landwirtschaftliche Betriebe. 100.000, d. h. 1,5 Prozent davon umfassen 65 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Im Gegensatz dazu müssen sich 5 1/2 Millionen Kleinbauern mit weniger als 4 Prozent des Bodens zufriedengeben.

*Sprecherin:* Dabei muss man wissen, dass diese Kleinbauern meist auf das schwer zugängliche und schwierig zu bearbeitende Land minderer Bodenqualität verdrängt worden sind.<sup>6</sup>

4 United Nations CEPAL 1970, S. 8.

5 Anm. der Hrsg: Kleinstbesitz, der nur Subsistenzwirtschaft erlaubt.

6 United Nations CEPAL und FAO 1963.

Betrachten wir nun die durch die Besitzverteilung bedingte Beschäftigungsstruktur am Beispiel Kolumbiens:

*Sprecher:* »47 Prozent der Bevölkerung lebt auf dem Lande, das sind rund 9 Millionen Menschen. Von ihnen waren nach der Altersstruktur 4 bis 4 1/2 Millionen arbeitsfähig. Aber nur 2 1/2 Millionen werden als beschäftigt angegeben. Von diesen 2 1/2 Millionen hat ein Viertel so wenig Land, dass es nur knapp für den eigenen Lebensunterhalt produzieren kann, wenige sind Mittelbauern, und nur ein Sechstel findet auf dem Großgrundbesitz Mittelbauern, und nur ein Sechstel findet auf dem Großgrundbesitz Arbeit, der 53 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Kolumbiens besetzt hält.«<sup>7</sup>

*Sprecherin:* In den letzten Jahrzehnten hat sich der Großgrundbesitz teilweise mechanisiert und an kapitalistischen Gewinnprinzipien orientiert, ohne jedoch die alten Arbeitsbeziehungen zu den abhängigen Landarbeitern aufzulösen. Noch immer ist zum Beispiel ein großer Teil der Landbevölkerung verpflichtet, gegen die Überlassung eines kleinen Stückchens Boden mit der ganzen Familie auf dem Latifundium zu arbeiten.

[...]

Im Los des Landarbeiters vereinen sich die schlimmsten Seiten des feudalen *und* des kapitalistischen Arbeitsverhältnisses: Totale Abhängigkeit und soziale Unsicherheit.

*Sprecher:* Wenn bei einer Befragung in den Tugurios von Bogota in Kolumbien die erbärmlichen Lebensumstände in den Elendsvierteln von 87 Prozent der Zuwanderer als besser und nur von 2,6 Prozent als schlechter als auf dem Lande bezeichnet werden, dann wirft das ein Licht auf das Los der ländlichen Bevölkerung.

*Sprecherin:* Die Flucht der hungernden, unterernährten, hoffnungslosen Bauernmassen in die Städte als eine »Explosion gesteigerter Erwartungen« zu bezeichnen – dieses makabre Kunststück einer zutiefst apologetischen Interpretation der Realität ist leider bezeichnend für die Funktion der bürgerlichen Sozialwissenschaft in der unterentwickelt gehaltenen »armen« Welt.

*Sprecher:* Die bisherige Darstellung der Verhältnisse auf dem Lande in Lateinamerika scheint darauf hinauszulaufen, dass das Problem der ländlichen und städtischen marginalen Massen durch eine Landreform gelöst werden könne.

*Sprecherin:* In den meisten Ländern Südamerikas ist die ökonomische und politische Stellung der Großgrundbesitzer und verbündeter Teile der Bourgeoisie jedoch so stark, dass alle Ansätze einer »friedlichen« Landreform verhindert oder zur Farce degradiert werden. Der übermächtige Einfluss der Oligarchien ist auf die Struktur der vom amerikanischen und europäischen Imperialismus abhängigen Ökonomien selbst zurückzuführen. Die geschilderten Verhältnisse in der Landwirtschaft können deshalb nicht als vorübergehendes Phänomen betrachtet werden, das von einer sogenannten Modernisierung gelegentlich eliminiert werden wird. [...]

7 Zschock: El empleo en Colombia 1969.

*Sprecher:* Wenn wir uns im Folgenden mit den marginalen Massen in den städtischen Zentren befassen, dann sollten wir im Gedächtnis behalten, dass wir uns nur mit ihrem sichtbaren und kleineren Teil beschäftigen. Der größere Teil der Arbeitslosen, Unterbeschäftigten, jeder Teilnahme am sozialen Leben beraubten, sozial schutzlosen, rechtlich unterprivilegierten Masse lebt auf dem Lande.

*Sprecherin:* Für die herrschenden Klassen Lateinamerikas ist das Problem der riesigen Slums Ausdruck einer individuellen Unfähigkeit der Slumbewohner, sich dem Stadtleben und dem modernen Arbeitsprozess anzupassen. Außerdem befürchten sie, dass bei anhaltender Wanderungsbewegung bald Arbeitskräfte für die Landwirtschaft fehlen.

Diese herrschenden Klassen wissen sehr genau, dass die Zusammenballung von Elend und Unzufriedenheit eine explosive und für ihr System gefährliche Lage schafft. Die Lösungsversuche ihrer Organe und Institutionen zielen daher auf eine Abschaffung dieser Elendsviertel ab. Ein Teil der Bewohner soll in der bestehenden Ordnung »akkulturiert« werden. Da aber die Mittel für eine solche domestizierende Integration nicht ausreichen, beschreitet man den Weg der »Eindämmung« durch die staatlichen Ordnungsgewalten.

*Sprecher:* Im Allgemeinen sind solche Säuberungsaktionen ein brutales Eingreifen von Polizei und Heer, das darin besteht, die Hütten ganzer Viertel abzureißen, niederzubrennen, die Bewohner aufs Land zurückzutreiben und eventuell resistente Elemente ohne auch nur die Andeutung eines gerichtlichen Verfahrens für Jahre im Gefängnis verschwinden zu lassen.

Wir wollen im Folgenden den Plan des Generals Alvaro Valencia Tovar, des führenden Ideologen des kolumbianischen Heeres, in seinen eigenen Worten darstellen.<sup>8</sup>

*Sprecherin:* Dieser Plan lässt deutlicher als andere, vergleichbare Vorhaben eine besondere Strategie erkennen: die Kombination von bewaffneter Repression, sozialwissenschaftlicher Planung, pseudohumanitären Aktionen und psychologischer Kriegsführung, die ungefähr dem nahekommt, was man unter »social counterinsurgency«, sozialer Aufstandsbekämpfung, versteht.

General Valencia Tovar sagt von den Elendsvierteln der kolumbianischen Stadt Bucaramanga:

*Zitatsprecher:* Diese Ansiedlungen oder schwarzen Zonen beherbergen eine instabile Promiskuität von Wesen, die prädisponiert sind, die Reihen der Verbrecher oder die Strömungen sozialer Unruhen zu vergrößern. ...

(Diese Elendsviertel sind) eine Art urbaner Krebs, der nicht nur den Stadtkern wie ein elender Gürtel umgibt und dessen Wachstum behindert, sondern in ein Gebiet eindrang, das für eine der Hauptverkehrsadern vorgesehen war und schließlich ins Herzstück eines der besten Wohnviertel eindrang. ...

Das menschliche Panorama der in den Elendsvierteln zusammengepferchten Leute war das einer quasi-totalen Negativität, von Unsicherheit, Misstrauen und

8 Tovar: Estructura y filosofia 1969.

Unzugänglichkeit gegenüber jedem konstruktiven Ansinnen und das einer demagogischen, rebellischen und ressentimentgeladenen Führerschaft. ...

Das Wichtigste war zunächst, durch eine groß angelegte Aktion die soziale Ordnung und Moral wiederherzustellen. Das heißt genau genommen: eine neue Mentalität in den marginalen Leuten zu schaffen, eine neue Lebenshaltung, die das Dunkel des geistigen Elends überwindet, das viel schlimmer ist als das des physischen Elends. Die ersten Etappen des Projektes waren also Aktionen, die darauf abzielten, die sozialen Gruppierungen umzustrukturieren, sie mit einem dynamischen Sinn zu erfüllen, sie solidarisch zu organisieren, ihre Würde zu heben und sie von ihrer schöpferischen Fähigkeit zu überzeugen. ...

Es wurden Zonenkomitees gebildet, die, präsiert von einem Offizier des Heeres, Studentinnen der Sozialhilfeabteilung der Universität, einen Arzt, einen Priester und spezialisierte Mitglieder des »Peace Corps« umfassten. ...

Die Aktivitäten dieser Seite des Planes waren vielseitig: Bildung von Sportmannschaften, von Jugendgruppen und von kommunalen Kommissionen, die gemeinnützige Arbeiten in den Armenvierteln verrichten sollten. ...

Die Heereseinheit verfügte über eine Spezialgruppe für soziologische Operationen, die mit Filmvorführgeräten, Lautsprechern, einer mobilen Bibliothek, einem transportablen Kinderspielplatz, vom hiesigen »Rotary Club« gestiftet, ausgerüstet war. Und ihr waren Experten für Kinder- und Erwachsenenspiele angegliedert. ...

Das Programm »Weihnachten im Elendsviertel« wurde wenige Monate nach Beginn der Kampagne angesetzt, sozusagen als Thermometer, um den bisher erreichten sozialen Fortschritt abzulesen. Jede Zone hatte einen Festtag zu gestalten, für den Preise je nach Verdienst der Darbietungen ausgesetzt waren. Nach und nach wurde der Schnaps weggelassen, der für die ersten Festtage charakteristisch war und eine Massenteilnahme sicherte. ... Die Stadt wurde davon überzeugt, dass es gut sei, an dem weihnachtlichen Programm teilzunehmen; für den Festzug war vorgesehen, dass eine große Anzahl von Kindern wohlhabender Familien Geschenke an jedes einzelne der armen Kinder austeilten, die vorher nach Alter und Geschlecht klassifiziert worden waren. Damit konnten die Daten der vorhergegangenen soziologischen Untersuchung aufs genaueste überprüft werden. ...

*Sprecherin:* Das Ziel der Heeresoperation war natürlich nicht, die Bewohner von Elendsvierteln zu erheitern, sondern:

*Zitatsprecher:* ... die Elendshütten in jenen schwarzen Zonen total zu beseitigen, ihren Bewohnern in einem bestimmten Gebiet Wohnungen zuzuteilen und Vorkehrungen zu treffen, damit eine Wiederholung solcher Zustände verhindert wird.

*Sprecherin:* Wie in jedem ordentlichen Militärplan geht das Ganze in Etappen vor sich.

*Zitatsprecher:* Das Ziel der ersten Etappe war, das Problem in seinem exakten Ausmaß kennenzulernen und es sofort einer strikten Kontrolle zu unterwerfen, um sein Wachsen zu verhindern und um zu vermeiden, dass der Plan selbst,

nämlich Wohnung für die Ansässigen zu schaffen, neue Wanderungen hervorriefe. In dieser Untersuchungs- und Kontrolltappe leisteten die Studentinnen der Universität eine glänzende Arbeit, indem sie Pläne anfertigten und mit genauen Daten über die Slumbewohner ausfüllten. Die Hütten wurden nummeriert ... Den Bewohnern wurden Residenzausweise ausgehändigt, die Nomenklatur der Zonen wurde in Zonenplänen genau beschrieben; dadurch wurde es möglich, ein Weiterwuchern der Elendsviertel endgültig zu verhindern. ...

Die sichtbarsten Ergebnisse dieser Etappe waren: Alle Bewohner wurden aus ihrer Anonymität herausgeholt, dadurch wurde in ihnen der Begriff der Mitverantwortung und das Gefühl entwickelt, zu einem Gesellschaftskörper zu gehören. ...

(Außerdem wurde) die Ausweitung des Problems eingedämmt: Jede neue Hütte wurde ohne Rücksicht zerstört und ihre Bewohner dahin zurückgeschickt, wo sie herkamen und wo sie wenigstens ihr Gewerbe kannten. Gleichzeitig wurden die ersten Grade der soziologischen und sozialen Ordnung erreicht. ... Anfängliche Widerstände innerhalb der schwarzen Zonen wurden beseitigt. Demagogische Führer mit einer negativen, aggressiven oder verächtlichen Haltung mussten sich entweder unterwerfen und kollaborieren oder sie wurden durch die starke, dynamische, schöpferische Aktion beseitigt, die in die Elendsviertel eindrang, um einen bis dahin unbekanntem Hoffnungsstrahl zu entzünden.

*Sprecherin:* Die eigentliche Umsiedlung bestand dann darin, dass die Menschen aus den Elendsvierteln, in Arbeitskollektive gegliedert, ihre neuen Heime auf dem ihnen zugewiesenen, weiter vom Zentrum entfernten Felde aufbauten. Diese Etappe wurde geleitet und organisiert durch das sogenannte Komitee der gemeinsamen Aktion und Arbeit, präsiert vom Bataillonskommandanten, unter Mitarbeit eines städtischen Beamten und der Universitätsabteilung für Sozialarbeit sowie dem »Peace Corps«.

*Zitatsprecher:* (Bei der Umsiedlung) erwies es sich als unumgänglich, eine energische Disziplin einzuführen, die aber in soziologischen Triebfedern und aufmunternden Motivationen verankert worden war. Die widerspenstige und feindselige Mentalität wurde zu einer rezeptiven, enthusiastischen und schwärmerischen im Geiste der Zusammenarbeit verändert. Der Widerstand gegen ein Verlassen der alten Behausungen wurde ersetzt geradezu von einer Gier, zuerst an die Reihe zu kommen ... Die Familien in den Umzugszonen erhielten spezielle Instruktionen zur sozialen Ordnung und über das Leben in der Gemeinschaft.

*Sprecherin:* General Valencia Tovar schließt seinen Bericht mit der Empfehlung:

*Zitatsprecher:* Die in Bucaramanga gesammelten Erfahrungen lassen sich in allen Städten Kolumbiens verwerten, die von der Wucherung der Elendsviertel befallen sind.

*Sprecherin:* Das Zurücktreiben der Slumbewohner aufs Land ist nicht der letzte Schluss – wenn auch das letzte Mittel – paternalistischer Weisheit zur Bekämpfung von unkontrollierten Siedlungen. Denn Entwicklungsplaner und

moderne Bürokraten begrüßen zumindest grundsätzlich den Wanderungsprozess vom Lande in die Stadt.

*Sprecher:* Zwar ist man sich über den Kausalzusammenhang nicht ganz im Klaren: Zieht die Industrialisierung Verstärkung nach sich, wie man es aus der europäischen Geschichte kennt? Oder soll man unter dem Eindruck der geringen Industrialisierung eher den Markttheoretikern folgen und hoffen, die Urbanisierung werde, da sie den Markt potenziell erweitert, der Industrialisierung den entscheidenden Impuls geben?

*Sprecherin:* Wir wollen hier kurz die wesentlichen Theorieansätze, die zur Erklärung der riesigen Elendsviertel gegeben werden, schildern und die daraus entwickelten sozialen Lösungsversuche darstellen.

*Sprecher:* Welche sozialwissenschaftliche Theorie wir auch betrachten, ein Konzept begegnet uns ständig: das der Überbevölkerung oder der zu hohen Geburts- und zu geringen Sterberate. Es fehlt nicht an Demographen, Soziologen und besonders Ökonomen, die das Problem der Elendsviertel völlig auf das Bevölkerungswachstum zurückführen. Daraus leiten sie dann folgerichtig ab: Das wesentliche Mittel zur Hebung des Lebensstandards, zur Entwicklung, zur Modernisierung ist die Geburtenkontrolle und Familienplanung.

*Sprecherin:* Besonders in der Ära Nixon hat die antinatalistische Politik innerhalb der Vereinigten Staaten und in den abhängigen Gebieten wie Lateinamerika eine neue Blüte erlebt. Bezeichnend für ihre Kampagnen ist der gezielte Einsatz in den unteren Klassen und nicht etwa in Mittel- und Oberschicht. Bisher ist diese Politik ein voller Misserfolg. Die Technokraten mögen ihn auf Dummheit, Unwissenheit und Inkonsequenz der unteren Bevölkerungsschichten zurückführen. Die höheren Kader der Sozialplaner (z. B. die Forscher des Instituts für Geburtenkontrolle der Universität Berkeley) wissen dagegen, dass Geburtenkontrolle nicht ein einfaches technisches Problem der Pillenverteilung ist, sondern eines des genannten Gesellschaftssystems. Nach ihrer Meinung müssen folgende Faktoren erfüllt sein, ehe man eine Familienplanung erfolgreich durchführen könne:

*Sprecher:* Legalisierung der Abtreibung; Väter müssen für den Unterhalt und die Ausbildung der Kinder verantwortlich sein; Arbeitsmöglichkeiten für *alle* Frauen; gleiche Möglichkeiten auch der Erziehung für Frauen; Frauen müssen andere als rein häusliche Interessen entwickeln; sie brauchen den Status der Gleichheit, anstatt die Rolle des zu beschützenden, inferioren Wesens zu spielen.

*Sprecherin:* Diese Forderungen sind in den meisten europäischen Ländern nicht erfüllt. In Lateinamerika verhindert die konservative Macht von Kirche und Oligarchie jede liberale Gesetzgebung. Und die steigende Arbeitslosenquote macht die Forderung nach Arbeitsplätzen und Lohngleichheit für Frauen illusorisch.

Unter den gegenwärtigen ökonomischen und sozialen Verhältnissen ist es deshalb völlig gerechtfertigt, wenn die unteren Volksschichten alle auf, oder besser gegen sie gerichteten antinatalistischen Kampagnen als Ausrottungsversuche ablehnen und bekämpfen, zumal eben die Länder Lateinamerikas, gemessen an Europa, ausgesprochen unterbevölkert sind.

*Sprecher:* Ein weiteres analytisches Konzept ist das der zu schnellen oder überstürzten *Urbanisierung*. In dieser nur vom Phänomen ausgehenden Betrachtungsweise reduziert sich das Problem auf Wohnungsbau und Stadtplanung.

Spätestens bei der Finanzierungsfrage stoßen die Experten, die für das Wohnen der marginalen Massen zuständig sind, an die Grenzen ihres Kompetenzbereiches.

[...]

*Sprecherin:* Im Wesentlichen sind es also zwei Faktoren, Grundpfeiler des kapitalistischen Systems, die eine effektive und systematische Lösung des Slumproblems verhindern und gleichzeitig zu einer wachsenden Konzentration aller Güter und Dienstleistungen auf den kleinen Sektor der Privilegierten führen: das Prinzip des freien, sich selbst regulierenden Marktes, das die Baupreise in für die Majorität unerreichbare Höhe treibt; und das Prinzip des mit Profit arbeitenden Unternehmens, das jede Hilfsorganisation, will sie sich nicht durch Bankrott selbst auflösen, dazu zwingt, für die Klassen zu arbeiten, die keiner Hilfe bedürfen.

*Sprecher:* Inzwischen wird die Lage in den Städten immer verzweifelter, die Elendsviertel wachsen täglich, immer neue Grundstücke werden illegal in Besitz genommen, bis 1975, so lauten die Schätzungen, werden in Lateinamerika 25 Millionen Wohneinheiten zusätzlich benötigt. Mittel sind nicht vorhanden. Der Druck auf das politische, wirtschaftliche, legale System wird immer stärker. Ein kolumbianischer Soziologe stellt dazu fest:

*Zitatsprecher:* ... eine der wichtigsten Konsequenzen ist die Institutionalisierung der Illegalität, Produkt der Unvereinbarkeit des herrschenden Normensystems mit der unrechtmäßigen Inbesitznahme von Boden und Wohnungen als einziger Alternative für diese Invasoren. Die Illegalität als eine Form des städtischen Lebens. Ein Beweis dafür ist, dass der Großteil der Invasionen sich konsolidieren und stillschweigend von den Autoritäten als nicht mehr illegal akzeptiert werden.<sup>9</sup>

*Sprecherin:* Als sich zeigte, dass brutale Austreibung und Zerstörung von Hütten keinen dauernden Erfolg hatten, sondern im Gegenteil zu einer recht wirksamen Selbstverteidigungsorganisation der Zuwanderer führte, musste schließlich ein kleiner Teil des Eigentumsprinzips preisgegeben werden, um das Gesamtsystem zu retten.

[...]

*Sprecher:* Aus Anlass des »Zweiten Weltkongresses zur Verbesserung von Slums und unkontrollierten Siedlungen«, der 1970 von den Vereinten Nationen in Medellín, Kolumbien, abgehalten wurde, gaben Bewohner der Elendsviertel ein sogenanntes subversives Pamphlet heraus. Darin wird festgestellt:

*Zitatsprecher:* Hilfsprogramme jeder Art, hauptsächlich aber Wohnungsprogramme, lösen (unser) Problem nicht. Sie haben nur den einen Zweck, ... die Herrschaft und Kontrolle einer Minderheit aufrechtzuerhalten und zu konservieren. Jedes Hilfsprogramm ist diskriminierend, weil es minderwertig ist,

9 Asociación Colombiana de Facultades de Medicina: Seminario nacional 1969, S. 82.

verglichen mit den Lebensbedingungen der herrschenden Klasse. Jedes Hilfsprogramm ist gegen den Menschen selbst gerichtet, weil es darauf abzielt, die niedrigen und unmenschlichen Bedingungen der beherrschten Klasse zu verewigen.

*Sprecherin:* In Mode ist gegenwärtig die sehr beliebte Theorie der *Marginalität*.

*Sprecher:* Marginalität wird definiert als Funktion des Grades der Nicht-Integration oder Nicht-Assimilation an das städtische Milieu. Der vom Lande in die Stadt Abgewanderte, Träger eines Komplexes von Normen und Werten der sogenannten traditionellen Gesellschaft, kommt bei seinem Kontakt mit dem differierenden städtischen oder modernen Normensystem in einen für ihn schwer lösbaren Konflikt und fällt in ein Stadium der Anomie.

*Zitatsprecher:* Der marginale Mensch erscheint, wenn zwei verschiedene Kulturen in Kontakt kommen; je nach den Umständen entstehen Perioden der Assimilation oder Regression, in denen sich pathologische Phänomene, Schwierigkeiten der Persönlichkeitsanpassung und Spannungen entwickeln.<sup>10</sup>

*Sprecherin:* Die ökonomische Unterdrückung der Slumbevölkerung wird interpretiert als psychologischer Prozess der Akkulturation. In dieser Theorie erhalten dann die in sich abgeschlossenen Elendsviertel, »Randkerne« werden sie in der einschlägigen Literatur genannt, eine positive Funktion für das System:

*Zitatsprecher:* Es scheint, dass diese Schaffung von echten Subkulturen in außergewöhnlichen Dimensionen ... den Neueinwanderern die Möglichkeit gibt, sich in der Metropole einzugewöhnen, ohne einen schmerzhaften »Kulturchock« zu erleiden, denn in diesen Ansiedlungen dominieren in einem beträchtlichen Ausmaß ländliche Verhaltensmuster. Wir können also hier von einer Ruralisierung der Stadt sprechen.<sup>11</sup>

*Sprecherin:* Aber die marginalen Kerne sind keineswegs, wie es die funktionale Theorie vorsieht:

*Zitatsprecher:* ... oberflächliche und zeitbedingte Gebilde, die sich sehr bald in erneuten Konflikten und Spannungen auflösen werden.<sup>12</sup>

*Sprecherin:* ... sondern es sind stabile ökologische Gebilde, oder, um in der Sprache dieser Soziologen zu reden, »dysfunktionale Kerne in der Übergangsgesellschaft«. Immerhin kommen heute schon 30 bis 40 Prozent der Slumbewohner nicht vom Lande, sondern aus anderen Städten, oder sie sind in der Stadt selbst aufgewachsen.

Da grundlegende ökonomische und politische Faktoren diese Art sozialer Theorien wenig tangieren, müssen sie den Grund für die Beständigkeit der Tugurios natürlich in den Elendskernen selbst suchen. Wir zitieren im Folgenden aus einer Studie der Vereinten Nationen:

<sup>10</sup> Ebd., S. 68.

<sup>11</sup> Ebd., S. 70.

<sup>12</sup> Boskoff: Social Indecisions 1959, S. 4.

*Zitatsprecher:* Solche kulturellen Gebilde ermöglichen es, dass ein beträchtlicher Bevölkerungssektor einerseits die verschiedenen Instrumente und Dienste der Stadt in Anspruch nimmt, andererseits einen hohen Grad von Verpflichtung und Loyalität gegenüber den primären und elementaren Normen, Werten und Institutionen beibehält. ...

Ohne Zweifel scheint das Auftauchen dieser abgesonderten städtischen Kerne in Beziehung zu stehen zum Erscheinen eines sozialen Bewusstseins, dass diese Bevölkerungsschichten gegen die Verinnerlichung der herrschenden Ideologie immun macht. ... Die Existenz dieses sonderbaren Bewusstseins oder diese Haltung gegenüber den herrschenden Werten erklärt scheinbar fremdartige Phänomene im politischen Sozialisierungsprozess dieser Bevölkerung. Und außerdem gibt sie eine bündige Erklärung für die Serie von illegalen Handlungen, die von ihren Tätern als etwas völlig Normales angesehen werden. ... Aber gleichzeitig kann niemand leugnen, dass (diese neuen Bevölkerungen) tatsächlich oder potentiell einen beträchtlichen Teil der städtischen Wählerschaft darstellen. ... In vielen Ländern wird es zu einer Tatsache, dass innerhalb der Unterschichten die Figur des »poblador« – einer Mischung aus ländlichem Tagelöhner und Arbeiter –, eine unbestreitbar wichtige Stellung einnehmen wird neben der Minorität der organisierten Industriearbeiter.<sup>13</sup>

*Sprecher:* Diese formalisierte Fachsprache ist nicht ganz so realitätsfern, wie es scheint: Aus solchen sozialanthropologischen und sozialpsychologischen Interpretationen leiten sich konkrete Sozialtechniken ab. Man hat erkannt, dass man es mit einer durchaus dynamischen, in sich integrierten, politisch potenziell aktionsfähigen und damit gefährlichen Gruppe zu tun hat. Und man ist sich darüber im Klaren, dass diese Masse kontrolliert werden muss.

*Sprecherin:* Politisch gehören die Vertreter der verfeinerten, indirekten Kontrolle zu den Christdemokraten lateinamerikanischer Prägung, zum fortschrittlichen Teil der Bourgeoisie und zum liberalen Flügel des CIA. Sie wollen die Elendskerne in die politische Gesamtstruktur eingliedern. Ihre Strategie, bisher in Chile erfolgreich erprobt, besteht einmal darin, existierende informelle Gruppen zu infiltrieren und umzufunktionalisieren. Hauptsächlich aber werden neue Organisationen geschaffen: Nachbarschaftsorganisationen, Hilfsorganisationen, Wählergruppen und so weiter. Man gibt ihnen Vertretungen in lokalen Gremien und will sie damit auf unterer Ebene im Fingerspiel repräsentativer Demokratie neutralisieren. Gleichzeitig überwacht man damit die nicht in das Netz der Organisationen integrierten, unerwünschte politische Gruppen werden im Keime erstickt.

*Sprecher:* Die Parole heißt: *Organisation* durch *Organisationen* unterbinden. Diese politischen Kontrolltechniken mögen zwar für eine gewisse Zeit die manifester Unzufriedenheit der Massen eindämmen und in politisch unschädliche Bahnen lenken. Aber den Grund der Unzufriedenheit, die wirtschaftliche Misere, können sie nicht beseitigen.

13 Secretaria de la CEPAL: El desarrollo social 1966, S. 69 ff.

Von internationalen Gremien, besonders von einigen Kommissionen der Vereinten Nationen und von höheren Kadern der technischen Intelligenz, kommt ein Vorschlag, der zumindest wirtschaftliche Gesichtspunkte einbezieht.

*Sprecherin:* Einstmals hatten sie gehofft, dass im Zuge der Industrialisierung alle sozialen Schichten nach und nach von der Modernisierung erfasst und in eine kapitalistische Industriegesellschaft eingegliedert würden. Heute, nach mehr als 20 Jahren gezielter Entwicklungshilfe und Industrialisierung, sehen sie sich der Tatsache gegenüber, dass ein ständig wachsender Bevölkerungsteil nicht nur ökonomisch stagniert, sondern sich immer weiter rückentwickelt. Es ist erstaunlich, dass ausgerechnet modernisierungs- und integrationsfreudige Entwicklungspolitiker zu folgenden Lösungsvorschlägen kommen:

*Sprecher:* Es gibt, so lautet die Formel, einen ziemlich großen Fundus an handwerklichen Fähigkeiten in solchen Elendsvierteln und außerdem den Ansatz eines inneren Marktes. Warum soll man diese beiden Faktoren nicht ausnutzen und autarke Viertel kleiner, unabhängiger Handwerker schaffen? Diese Wirtschaftseinheiten sollen nur insoweit von der Umwelt, d. h. der regionalen oder nationalen Ökonomie abhängig sein, wie sie nicht ihre eigenen Subsistenzmittel produzieren können. Seit einiger Zeit haben die UNO und die Weltarbeitsorganisation ihr Hauptaugenmerk auf diesen Kleinproduzenten gerichtet. Seine Überlebenschance besteht gerade darin, dass er dem kapitalistischen Markt nur in sehr begrenztem Maße verbunden ist.

Experimentelle Mustersiedlungen dieser Art sehen einen relativ großen Garten vor und ein Haus, das genügend Raum bietet, eine Kleinsthandwerkstätte zu beherbergen. Die Bewohner dieser Siedlungen sollen unter sich Handel treiben und mit dem größeren Markt kaum in Berührung kommen.

*Sprecherin:* Es ist eine Ironie der Geschichte, dass genau die Produktions- und Marktformen, die die Entwicklung des Kapitalismus in Europa schon in seiner frühen Phase zerstört hat, nun in Ländern, in die die höchste Form des Kapitalismus, der Monopolkapitalismus, eingedrungen ist, künstlich wieder ins Leben gerufen werden sollen. Diese antiquierten sozioökonomischen Verhältnisse müssen für einen großen Teil der Bevölkerung wieder eingeführt werden, um die vom internationalen Monopolkapitalismus geschaffenen Widersprüche abzudecken und das System als Ganzes einigermaßen zusammenzuhalten.

*Sprecher:* Wir haben bisher das Phänomen der wachsenden Elendsviertel geschildert, die Gründe der Abwanderung vom Lande dargestellt, die Erklärungsschemen der bürgerlichen Sozialwissenschaften und die daraus abgeleitete Gesellschaftspolitik aufgewiesen. Um das Problem in seiner Tragweite zu erfassen, müssen nun die realen wirtschaftlichen Zusammenhänge entwickelt werden.

*Sprecherin:* Urbanisierung und Industrialisierung sind keine neuen Phänomene für Lateinamerika. Bereits im 18. und 19. Jahrhundert gab es Städte, die es mit den damaligen Zentren Europas, London, Paris, Berlin, Lissabon, an Größe und Bedeutung aufnehmen konnten. Im späten 19. Jahrhundert bildeten sich Zentren der Schwerindustrie und der weiterverarbeitenden Industrie, die

aber durch die Ausdehnung vor allem des britischen Handels verkümmerten. Lateinamerika, wie viele andere Teile der abhängigen Welt, fiel in die Rolle des Rohstofflieferanten und des Konsumenten von aus Europa importierten Gütern zurück. Während der Weltwirtschaftskrise und von da an bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, zu der Zeit also, in der die imperialen Mächte mit sich selbst zu tun hatten, blühte die einheimische Industrie erneut auf. Teilweise gelang es, eine Konsumgüterindustrie in kurzer Zeit aus eigener Kraft aufzubauen.

*Sprecher:* Nach dem Zweiten Weltkrieg dehnte sich das nordamerikanische Imperium über ganz Lateinamerika aus. Die Rohstoffquellen wurden intensiver ausgebeutet, US-Güter beherrschten die südamerikanischen Märkte, und schließlich drang immer mehr privates ausländisches Kapital in diese Länder ein. Die Tochterfirmen US-amerikanischer und europäischer Weltkonzerne versetzten den einheimischen Industrien einen erneuten und dieses Mal tödlichen Stoß. – Belief sich 1928 der Anteil Lateinamerikas am Welthandel auf 9,1 Prozent, so war er 1960 auf kaum 6,9 Prozent zusammengeschrumpft.

*Sprecherin:* Die Geschichte der lateinamerikanischen Industrie zeigt, dass die Ansätze zu einer normalen, integrierten kapitalistischen Entwicklung immer wieder durch das Eindringen der imperialen Mächte zerstört wurden.

In diesem Lichte müssen wir auch das Problem der marginalen Massen sehen. Sie sind Produkt einer disharmonischen, mehrfach abgebrochenen Entwicklung der Industrialisierung und einer verzerrten sozioökonomischen Struktur, die ihrerseits Frucht der imperialistischen Wirtschaftspolitik der Großmächte ist.

*Sprecher:* Im klassischen *europäischen* Kapitalismus verlief der Prozess der Industrialisierung mehr oder weniger synchron: Die erste industrielle Produktion vollzog sich auf einer niedrigen Stufe der Technik, in der viele Arbeitskräfte gebraucht wurden. Die Masse der Landflüchtigen konnte zum größten Teil vom Produktionsprozess absorbiert werden. Der arbeitslose Rest, von Marx als »industrielle Reservearmee« bezeichnet, konnte zumindest in Zeiten der Hochkonjunktur Arbeit finden und wurde bei Krisen wieder in die Arbeitslosigkeit zurückgestoßen. Außerdem gab es den nicht zu integrierenden, asozialen Rest, das »Lumpenproletariat«. Die Entwicklung der Technik, die laufende Verbesserung der Produktionsmittel und deren industrielle Herstellung liefen mehr oder weniger im Gleichschritt mit der Erweiterung des inneren und äußeren Marktes. Das wachsende Heer der Arbeitskräfte konnte deshalb weitgehend nach und nach in den Produktionsprozess integriert werden.

*Zitatsprecher:* Die Erfahrung der *unterentwickelten* Länder konfrontiert uns mit völlig anderen Tatbeständen. Ihre wirtschaftliche Entwicklung ist durch eine, zum Teil wachsende, Asymmetrie gekennzeichnet. Die durch die Krise und den rapiden Niedergang der traditionellen Sektoren freigesetzte Bevölkerung wird nur zu einem ganz geringen Teil von der modernen Industrie aufgesogen. Das ist nicht notwendigerweise die Folge einer relativ langsamen Industrialisierung. ... Ebenso wenig kann man behaupten, dass diese Überschussbevölkerung als »industrielle Reservearmee« im klassischen Sinne funktioniert. ... Ein großer

Teil dieser überflüssigen Arbeitskraft ist für die Ökonomie irrelevant, sie ist marginal.<sup>14</sup>

*Sprecher:* Die Technologie des 20. Jahrhunderts hat gerade die Art von Arbeit, an die sich Männer und Frauen vom Lande am schnellsten anpassen konnten, durch Maschinen ersetzt. Noch wichtiger in diesem »Wettbewerb« zwischen Mensch und Maschine ist der Vorsprung der modernen Technologie, der nicht einfach durch eine Masse billiger Arbeitskräfte eingeholt werden kann.

*Zitatsprecher:* Immer wenn ein zurückgebliebenes Land Industrien entwickelt, die ausländischer Konkurrenz unterworfen sind oder Tochterfirmen aus entwickelten Ländern aufnimmt, ist dieses Land verpflichtet, diese Technologie zu übernehmen, ob es sozial wünschenswert ist oder nicht. Deshalb ist es unsinnig zu hoffen, dass ein beschleunigter Industrialisierungsprozess die soziale Marginalität aufheben wird.<sup>15</sup>

*Sprecher:* In einer Studie über die industrielle Entwicklung Lateinamerikas stellen die Vereinten Nationen fest:

*Zitatsprecher:* Für Gesamt-Lateinamerika wuchs der Anteil der Fabrikarbeiter ... rapide zwischen 1925 und 1945, aber in der Nachkriegszeit stagnierte dieser Anteil und verringerte sich sogar teilweise.<sup>16</sup>

*Sprecher:* Für 1960 registrierte dieselbe Quelle, dass nur 7 Prozent der aktiven oder 2,5 Prozent der Gesamtbevölkerung in der Industrie beschäftigt sind. In der Zeit zwischen 1943 und 1950 stiegen die Direktinvestitionen der Vereinigten Staaten in den Konsumgüterindustrien Lateinamerikas um 100 Prozent, von 1950 bis 1963 um 260 Prozent.<sup>17</sup>

In der gleichen Zeit stieg die Arbeitslosenzahl. Nach Angaben der Weltarbeitsorganisation waren 1950 5,6 Prozent der aktiven Bevölkerung arbeitslos und zwischen 20 und 30 Prozent unterbeschäftigt.<sup>18</sup>

1968 ist die Arbeitslosenzahl auf ungefähr 12 Prozent und die der Unterbeschäftigten auf 49 Prozent angewachsen.<sup>19</sup>

*Sprecherin:* Diese Zahlen demonstrieren, dass das, was das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit »private Entwicklungshilfe« nennt, in eine immer größere soziale Unterentwicklung führt. Der Import der Produktionsmittel und -methoden, die Zahlungen für Patente und Lizenzen, die Zinsen und Rückzahlungen für Entwicklungshilfegelder und nicht zuletzt die Ausfuhr von Profiten durch die internationalen Großfirmen stellen einen ständigen Abfluss von Kapital dar. Es ist inzwischen eine allgemein bekannte Tatsache, dass private Investitionen durch ausländische Firmen für Lateinamerika wie für die übrigen Teile der abhängigen Welt bedeuten, dass die Summen, die aus diesen Ländern herausgezogen werden, wesentlich höher sind als die Investitionen.

14 Hobsbawm: La marginalidad social 1969, S. 238.

15 Ebda., S. 242.

16 United Nations CEPAL: El Proceso 1965.

17 Dorfmann: La industrialización en America Latina 1967.

18 Organización Internacional del Trabajo (OIT): El plan de Ottawa 1968, S. 14-16.

19 United Nations CEPAL: o. T., in: Primera Plana 29. 4. 1969.

*Sprecher:* Gleichzeitig verstärkt sich der Devisenbedarf. Die neuen Industrien, besonders die Töchter internationaler Konzerne, produzieren fast ausschließlich für den inneren Markt, meist genau so viel, um den Inlandsmarkt als Monopol in der Hand zu behalten. Die notwendigen Devisen müssen, wie schon zur Kolonialzeit, durch unterbezahlte Agrarprodukte und durch Ausbeutung der Bodenschätze beschafft werden. Das wiederum hat Konsequenzen für die sozio-ökonomische Struktur:

Der Großgrundbesitzer, fast alleiniger Produzent von Exportgütern, wird nicht angetastet, um den Devisenmarkt nicht zu gefährden. Die Klasse der Latifundisten bewahrt ihren übermächtigen Einfluss in der nationalen Politik und kann erfolgreich jede Art von Sozial- und Landreform verhindern. Die Front der Großgrundbesitzer wird verstärkt durch den Teil der industriellen Bourgeoisie, der aus Unfähigkeit, mit der ausländischen Industrie zu konkurrieren, sein Kapital in Bodenspekulationen und im Ankauf von Grundbesitz anlegt. Wie schon angedeutet, hat das in zweifacher Hinsicht negative Folgen für die soziale Lage der Bauern. Diese neue Großgrundbesitzerschicht betrachtet erstens das erworbene Land nur als Kapitalanlage und beschränkt sich auf extensive Bewirtschaftung; dadurch werden viele Bauern und Landarbeiter arbeitslos. Und zweitens wird die konservative politische Macht der Großgrundbesitzer verstärkt, jede Art von Sozialgesetzgebung wird verhindert, die alten, quasi-feudalen Ausbeutungsverhältnisse können aufrechterhalten werden. Die Landbevölkerung wird deshalb in den Markt für industrielle Konsumgüter nicht einbezogen, der Markt stagniert und damit die Ausweitung der Produktion. Für die Arbeitslosen in der Stadt können keine Arbeitsplätze geschaffen werden.

*Sprecherin:* Hier zeigt sich, dass das Eindringen des Monopolkapitals und seiner hochentwickelten Technologie nicht nur die Eingliederung der städtischen Arbeitslosen in den Produktionsprozess unmöglich macht. Es schafft auch soziale Verhältnisse, die ihrerseits die Arbeitslosigkeit und die unmenschlichen Lebensumstände auf dem Lande hervorbringen. Indirekt ist es also verantwortlich für das Entstehen der *ländlichen* arbeitslosen Massen.

*Sprecher:* Die Industrialisierung selbst führt nicht etwa zu einer Einkommensstreuung. In Gegenteil: Die importierte Technologie mit ihrer relativ hohen Produktivität bezieht nur wenige Menschen in den Produktionsprozess ein. Das durch die Industrie geschaffene Einkommen konzentriert sich auf eine kleine Gruppe der sogenannten Mittelklasse. Das hat wiederum direkte Bedeutung für die Lage und die Zukunft der marginalen Massen. Da das Einkommen nicht breit genug gestreut wird, da nicht größere Teile der Bevölkerung in den Konsumtionsprozess einbezogen werden, stagniert der Absatz, die Produktion kann nicht erweitert werden, also gibt es keine neuen Arbeitsplätze. Für die Arbeitslosen in den Städten wird die Zukunft aussehen wie die Gegenwart, wahrscheinlich schlimmer: Ein ständiger Strom von Arbeitsuchenden fließt in die Städte, und die Einkommenskonzentration verstärkt sich. Zum Beispiel fiel in Mexiko zwischen 1950 und 1963 der Anteil des ärmsten Fünftels der Bevölkerung am Volkseinkommen um ungefähr die Hälfte, von 6 Prozent auf 3 Prozent.